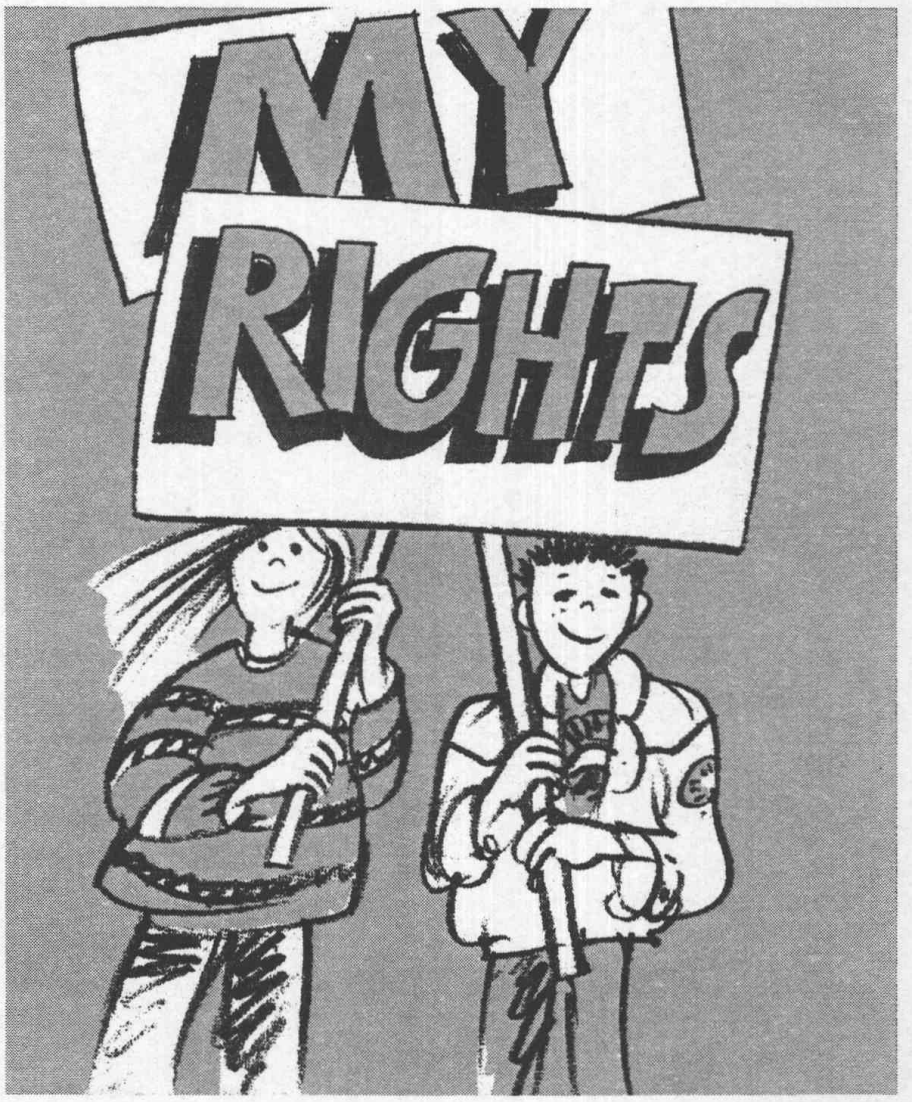
ANCE Bulletin

No° 100



Les enfants dans les institutions

EDITEUR: ASSOCIATION NATIONALE DES COMMMUNAUTÉS EDUCATIVES (A.N.C.E.)
SECTION LUXEMBOURGEOISE DE LA F.I.C.E.
BOÎTE POSTALE 255; L - 4003 ESCH-SUR-ALZETTE - FAX: 57 33 70
PARAÎT 4 FOIS PAR AN - TIRAGE 400 - IMPRIMÉ SUR DU PAPIER RECYCLÉ

BULLETIN DE L'ANCE

Editeur: Association Nationale des Communautés Educatives (A.N.C.E.)
Boîte postale 255, L - 4003 ESCH-SUR-ALZETTE, Fax 57 33 70

Parution: Au moins 4 x par année

Abonnement: Veuillez verser la somme de 500 francs à un des comptes suivants:
CCP: 2977-67; BIL: 7-150/1515;
avec la mention: Abonnement bulletin ANCE
Pour tout renseignement complémentaire , veuillez vous adresser à:

Robert SOISSON, président
17, rue Mathias KOENER
L - 4174 ESCH-SUR-ALZETTE
Tél.: 57 03 68 (privé), 54 73 83 - 294/295 (bureau)
Fax.: 57 33 70 (privé)
e-mail: soisson.rob@vo.lu

Fernand LIEGEOIS, trésorier
91, rue Principale
L - 3770 TETANGE
Tél. et Fax: 56 57 36 (privé)
e-mail :fern.liegeois@happynet.lu

Paul DEMARET, secrétaire
70, Val des Aulnes
L - 3811 SCHIFFLANGE
Tél: 55 27 28 27 (Foyer Ste Elisabeth)
Privé: 54 15 54
e-mail: paul.demaret@neacom.lu

- *L'ANCE a été constituée le 9 juin 1978. Elle est la section luxembourgeoise de la Fédération Internationale des Communautés Educatives (FICE) qui a été créée en 1948 sous les auspices de l'UNESCO. La FICE est la seule organisation internationale qui s'occupe des questions de l'éducation en dehors du milieu familial. Comme organisation non-gouvernementale, elle est représentée auprès de l'UNESCO, de l'UNICEF, de l'ECOSOC et du Conseil de l'EUROPE.*

- *L'ANCE regroupe une cinquantaine de membres actifs (Centres d'accueil, centres d'éducation différenciée, institutions spécialisées, associations de parents et de professionnels du secteur médico-psycho-pédagogique et social ainsi que 150 membres individuels. Les principaux objectifs de l'ANCE sont les suivants:*

1. *Défendre les droits des enfants, surtout des enfants les plus démunis*
2. *promouvoir la coopération et le dialogue entre les différentes professions du secteur médico-psycho-pédagogique et social*
3. *soutenir les communautés éducatives dans les actions et projets visant une amélioration des conditions de vie des enfants*
4. *promouvoir la formation continue des professionnels du secteur*
5. *mettre en oeuvre des programmes de loisirs et de vacances destinés aux enfants des communautés éducatives*
6. *collaborer aux efforts d'intégration scolaire, professionnelle et sociale des enfants défavorisés*
7. *publier régulièrement un bulletin*
8. *collaborer activement aux travaux de la FICE*
9. *favoriser les échanges internationaux à tous les niveaux de l'action éducative*

GRAND-DUCHÉ DE LUXEMBOURG

MINISTÈRE DE LA FAMILLE,
DE LA SOLIDARITÉ SOCIALE
ET DE LA JEUNESSE

PREFACE

A l'occasion de la parution du numéro 100 du bulletin de l'Association Nationale des Communautés Educatives, je tiens à féliciter les éditeurs pour ce travail continu et engagé au service des professionnels et des usagers du secteur socio-éducatif et social.

Dès sa création en 1978 comme section luxembourgeoise de la Fédération Internationale des Communautés Educatives (FICE), l'ANCE se proposait de devenir un lieu de discussion et d'échange sur les pratiques professionnelles de qualité et de défendre les droits des enfants, surtout des enfants les plus vulnérables.

Afin de garantir l'efficacité d'un tel service, il a été nécessaire d'instaurer un support médiatique pour faire circuler les nouvelles idées, pour documenter les exemples de bonne pratique, pour donner aux intéressés l'occasion de s'exprimer. Le bulletin de l'ANCE a réussi à jouer ce rôle et peut être considéré comme pratiquement la seule publication à caractère scientifique dans le domaine socio-éducatif au Luxembourg. Les sujets traités reflètent les préoccupations des professionnels et des décideurs politiques, telles que les droits de l'enfant, la qualité du travail dans les institutions, la scolarisation et la prise en charge des enfants à besoins spécifiques.

Le bulletin de l'ANCE a été avantageusement complété par le site Internet de l'ANCE, où les lecteurs peuvent consulter et commenter les articles les plus importants et où ils trouvent un accès direct aux sites des grandes organisations internationales au service de l'enfance.

A l'occasion du 10^{e} anniversaire de la Convention des Nations Unies relative aux droits de l'enfant, je me réjouis que ce 100^{e} numéro soit dédié aux droits de l'enfant dans les institutions de placement et aborde ainsi un sujet qui me tient fondamentalement à cœur.

J'encourage les responsables de l'ANCE de continuer dans cette voie !

Marie-Josée JACOBS

Ministre de la Famille,
de la Solidarité Sociale et de la Jeunesse

1320003

Éditorial

Liebe Leser,

Mit dieser Nummer halten Sie die hundertste Ausgabe des ANCE-Bulletins in ihren Händen. Sie sollte schon im Dezember herauskommen, aber leider reichte die Zeit wieder nicht, um die Vorbereitung rechtzeitig abzuschließen. Und dabei hatte ich die Unverfrorenheit, unsere Familienministerin, **Marie-Josée Jacobs**, extra zu bitten, vor dem 1. Dezember ein Vorwort für diese Jubiläumsausgabe zu schreiben. Wie Sie auf Seite 3 bemerkt haben, hat sie das auch getan, und zwar rechtzeitig! Ihr also sei also hier noch einmal recht herzlich für diese moralische Unterstützung gedankt.

Das Thema dieser Ausgabe überschneidet sich teilweise mit dem der Nummer 99: Die Rechte der Kinder in den Schulen. Die Schule ist ohne Zweifel die größte und wichtigste aller Institutionen, die den Alltag der Kinder und ihrer Familie nachhaltig beeinflussen. In unserem Bulletin wollten wir Denkanstöße geben, wie die Rechte der Kinder in dieser Institution besser geschützt werden könnten. Um dies zu erreichen gibt es drei Möglichkeiten:

- Die Schule selbst muss ihr Selbstverständnis als demokratische Institution herausbilden und allen Beteiligten (Lehrer, Eltern, Schüler) die Möglichkeit geben, den Schulalltag mit zu gestalten.
- Die Rechte der Kinder in der Schule müssen diskutiert und festgelegt werden.
- Modellversuche könnten die Akzeptanz dieser Maßnahmen verbessern.

Heime sind auch Institutionen, die nach den gleichen Prinzipien funktionieren wie Schulen. Obschon sie offiziell dem Schutz der Kinder vor Vernachlässigung und Gewalt durch die eigene Familie dienen, müssen sie sich der Gefahren bewußt sein, denen die ihnen zugewiesenen Kinder ausgesetzt sind. In ganz Europa wurden in den letzten Jahren Fälle bekannt, in denen die Rechte der Kinder in Heimen verletzt wurden.

Um die Problematik zu illustrieren, finden Sie in dieser Ausgabe mehrere Artikel, die das Thema von verschiedenen Seiten aus angehen.

Zunächst ein Dokument, das ich in meiner Eigenschaft als Mitglied des „Comité ad hoc Droits de l'Enfant" im Familienministerium in diesem Gremium einbrachte, um eine Art **„Charta" der Kinderrechte in den Heimen** zu erstellen. Das Arbeitsdokument besteht aus einer Synthese von zwei Texten: Einerseits die FICE-Charta zu den Rechten des Kindes im Heim, veröffentlicht 1993 und andererseits die „Charter of Rights and Responsabilities for Young people in Care, Scotland", veröffentlicht 1996 in dem Bericht über ein Seminar von „Defence for Children International (DCI)" in Holland über Kinderrechte in Heimen. Im Comité ad hoc wurde dieser Text mehrmals überarbeitet. Die Diskussionen mit EGCA und ADCA führten zu einer weitgehenden Entschärfung des Textes. Nachdem die Diskussionen fast zwei Jahre unterbrochen waren, soll der Text nun doch weiter verarbeitet werden und als „Denkanstoß" vielleicht auch einmal veröffentlicht werden. Die Argumente sind:

- Eine „Charta" hat einen verbindlichen Charakter, Heime könnten aufgrund der hier festgelegten Rechte angeklagt werden ...
- Die Bestimmungen in der Charta gehen zu weit. Die Erzieher könnten dagegen protestieren ...

- Die Bestimmungen des AFST-Gesetzes (die Referenz in Art. 5 auf die Internationale Kinderrechtskonvention) würden ausreichen, um den Schutz der Rechte des Kindes in den Heimen zu gewähren ...
- Die ganze Frage sei nicht so sehr eine Frage von Kinderrechten, sondern eher eine Frage von berufsethischen Verpflichtungen der Erzieher (die es in kodifizierter Form nicht gibt) ...

Leider kann ich diese Argumente nicht als solche akzeptieren. Vielmehr drückt sich darin die Angst der Verantwortlichen vor zuviel Ungewißheit aus. Gerade die letzten „Affären" in unseren Kinderhäusern zeigen jedoch, wie notwendig eine Reform gerade der Rechte von Kindern und Eltern ist. Und da genügt nicht ein Hinweis auf die KRK.

In diesem Zusammenhang möchte ich den Artikel, den ich im April 1999 in der Nummer 191 von „Forum" veröffentlicht habe, an dieser Stelle noch einmal publizieren. Hier geht es nämlich um das Recht des Kindes, in seiner Familie aufzuwachsen und die Verpflichtung des Staates, alles zu unternehmen, um dieses Recht zu verwirklichen. Dazu gehören auch **familienunterstützende Dienste**, die durch eine intensive Arbeit in Problemfamilien Heimeinweisungen verhindern helfen. Die Entwicklung von solchen Diensten und Arbeitskonzepten ist hier in Luxemburg jedoch noch in den Kinderschuhen.

Wieso Kinder erst durch die Institutionen, in denen sie untergebracht werden zu Problemkindern werden, zeit der Artikel von **Klaus Wolf**: „Unerträgliche Kinder: Produkte und Opfer unserer Einfallslosigkeit?", den er mir im Anschluß an seine Konferenz über neue Entwicklungen in der Heimerziehung in Deutschland hier in Luxemburg übergeben hatte. Auch kleine Einrichtungen haben noch den Charakter einer Anstalt mit all den daraus folgenden Konsequenzen für ihre Insassen: Betreuung in großen Gruppen, Betreuung im Schichtdienst, Zwang zur ~~expliziten~~ Handlungsbegründung, die ~~mehrfachen~~ Dilemmas des professionellen Erziehers wie sie Kees Waaldijk nachgewiesen hat, usw. Alle diese Merkmale weisen darauf hin, daß die Diskussion um die Rechte des Kindes in den Institutionen geführt werden muß, und sei es nur um den Prozeß einer ständigen Infragestellung der Einweisungspraktiken und Erziehungskonzepte aufrechtzuerhalten.

Dass meine Befürchtungen nicht aus der Luft gegriffen sind und dass auch andernorts Überlegungen zu diesem Thema gemacht werden zeit ein Artikel aus „**Lien Social**" N° 431 vom 26. Februar 1998 über Mißhandlungen in französischen Institutionen und ein Artikel aus der „Dernière Heure" vom 18. Mai 1999, der mir zufällig in die Hände fiel.

Eigentlich wollte ich diese Jubiläumsnummer etwas prachtvoller gestalten: Vierfarbendruck, Glanzpapier usw. Da dies jedoch für die folgenden Ausgaben eine Art Verpflichtung bedeutet, diese Aufmachung beizubehalten und da wir uns das nicht leisten können, bringe ich diesmal dann lieber etwas mehr Inhalt als etwas mehr Form. Dieser Verpflichtung können wir dann hoffentlich auch weiterhin nachkommen!

Robert Soisson

Die Generalversammlung der ANCE findet am Mittwoch den 29. März 2000 um 19.00 Uhr im Kinderheim Itzig statt.

Charte des droits des enfants en placement

Traduction de la charte produite par le Social Work Department, Strathclyde, Scotland, adaptée et complétée par la charte de la FICE par Robert Soisson.
(11 juillet 1997)

Informations générales

Si pour une raison ou pour une autre, tu es placé en dehors de ta famille d'origine dans une famille ou une institution dépendant ou conventionné par le Ministère de la Famille, tu as droit à la meilleure prise en charge possible.

Tu as beaucoup de droits qui doivent être respectés durant ton placement et qui sont énumérés dans cette brochure. Tu y trouveras également une description des responsabilités que tu dois assumer pour garantir un bon déroulement de la mesure de placement. Certains de tes droits sont garantis par la loi et toute atteinte à ces droits est illégale.

Dans cette brochure ces droits fondamentaux sont imprimés en italique gras. Mais tous les autres droits énoncés sont également importants et tu peux exiger qu'on les respecte. Ces droits sont valables pour les enfants de tout âge ; les adultes qui travaillent avec toi t'aideront à les faire valoir.

Si tu es placé par le tribunal de la jeunesse, certains de ces droits peuvent être limités, par exemple ta liberté. Ceci peut avoir des répercussions sur d'autres droits, p. ex. le droit de visite chez des amis. Néanmoins, la majorité des lois évoquées dans cette brochure sont également applicables dans ton cas.

Comme il est impossible de donner un aperçu complet de toutes les situations qui peuvent se présenter lors de ton placement, n'hésite pas à contacter les adresses suivantes, si tu veux plus d'informations ou si tu as l'impression que tes droits sont violés :

Kanner- a Jugendtelefon ; Tél. : 12345
Ministère de la Famille ; L – 2919 Luxembourg, Tél. : 478 6552
Ministère de la Jeunesse ; L 2915 Luxembourg, Tél. : 478 6464
Services de guidance de l'enfance ; L – 1233 Luxembourg, Tél. : 45 28 77
Centres de psychologie et d'orientation scolaires, L – 1940 Luxembourg,
Tél. : 456464 – 610 (liste à completer)

Ci-dessous, tu trouves un espace où tu peux noter des adresses et numéros de téléphone de personnes qui pourront t'aider :

Nom, prénom	Adresse	Téléphone

La charte est divisée en **huit sections**. Au début de chaque section figure un principe dont découlent les droits et devoirs spécifiés dans le chapitre correspondant. Ils concernent les toutes les choses nécessaires à un bon déroulement de ton placement.

1. Développement individuel

1. Le droit d'être traité comme un individu avec respect et dignité

   Ceci implique le droit :

   - d'avoir la liberté d'être toi-même, d'affirmer ta personnalité
   - d'avoir des objets personnels dans ta chambre, de porter les habits qui te plaisent
   - d'avoir des responsabilités correspondant à ton âge et ta maturité

   Ceci implique également le devoir :

   - *de traiter les autres avec respect et dignité*
   - *d'organiser ton propre emploi du temps en accord avec le personnel*
   - *de monter que tu es digne de confiance*

2. Le droit a une mesure de placement plausible et planifiée

3. ***Le droit d'être protégé contre les discriminations de toute sorte : race, sexe***, religion, culture, origine sociale, handicap ou langue

   Ceci implique le droit :

   - au respect de l'identité raciale/religieuse/culturelle et un contexte de vie adapté
   - aux aménagements nécessaires adaptés à la forme du handicap

4. Le droit à l'intimité

   Ceci implique le droit

   - à envoyer et à recevoir du courrier qui n'est ouvert par personne (sauf s'il y a de bonnes raisons pour admettre que ce courrier contient des choses illégales ou dangereuses, p. ex. des drogues)
   - a téléphoner en privé (la fréquence et la durée de ces entretiens téléphoniques devraient être négociées avec le personnel)
   - d'avoir si possible le choix de partager une chambre
   - de pouvoir fermer ta chambre de l'extérieur, d'avoir accès à la clef et d'avoir un endroit pour enfermer des choses personnelles (en cas de chambre partagée)
   - de demander aux autres de demander la permission d'entrer dans ta chambre
   - de choisir tes ami(e)s, de les visiter et de les inviter à te visiter (dans le cadre des limites à négocier avec le personnel)

   Ceci implique également le devoir :

   - *De respecter l'atmosphère privée des autres*

Préparation au départ et suivi

5. ***Le droit à une préparation appropriée avant de quitter une mesure de placement***, p. ex. : la préparation des repas, le maniement de l'argent, l'entretien de la garde-robe et les problèmes liés à la vie indépendante.

6. Le droit de quitter une mesure de placement d'un commun accord (le départ ne doit pas être lié à ces critères comme l'âge ou une grossesse etc.)

7. ***Le droit à des informations et une guidance appropriée après le départ***

   Ceci implique le droit :

   - au support du personnel dans des questions concernant les études, la formation professionnelle ou l'emploi
   - aux informations sur tes ressources financières
   - à l'assistance pour trouver un logement
   - d'être reçu amicalement en visite dans ton ancienne institution ou famille d'accueil

Emploi

8. ***Le droit à un emploi conforme aux lois*** (p.ex. respect des horaires de travail)

2. Participation

8. ***Le droit d'être informé sur toutes les procédures qui concernent ton placement de sorte que tu peux prendre part et faire valoir ton opinion dans ces procédures***

   Ceci implique le droit :

   - d'être informé d'une façon compréhensible sur tes droits en placement et au respect de ces droits
   - ***aux mesures et décisions prises toujours dans ton intérêt supérieur***
   - d'avoir un choix sur la forme de ton placement (p. ex. famille d'accueil ou foyer) et de pouvoir changer d'endroit
   - d'avoir une possibilité de participer à l'organisation de la vie et de pouvoir parler sur les choses qui t'inquiètent d'une manière agréable et efficace
   - de connaître tous les droits énoncés dans la Convention des Nations Unies sur les Droits de l'Enfant

   Ceci implique également le devoir :

   - *de respecter les droits des autres jeunes et adultes qui vivent dans la même communauté*
   - *de contrôler ton propre comportement*
   - *de considérer que le personnel et les autres adultes sont toujours là pour faire valoir tes droits, mais que parfois, des décisions doivent être prises qui ne te plaisent pas*

Dossiers

10. ***Le droit de consulter ton propre dossier et d'obtenir de l'aide dans cette tâche sauf dans le cas où la loi limite cet accès.***

Ceci implique le droit :

- d'avoir des informations écrites d'une manière compréhensible
- d'obtenir des ajoutes écrites dans le cas où tu n'es pas d'accord avec le contenu d'un rapport
- au maintien de ton dossier dans un lieu protégé et au respect du secret professionnel
- de donner ton accord si d'autres personnes désirent consulter ton dossier

11 Le droit d'avoir des informations sur des initiatives de défense des intérêts des jeunes en placement et le droit d'assister à leurs réunions

Plan éducatif, révisions du placement

12. Le droit à un plan éducatif à long terme y compris le droit de participer à son élaboration et d'y apporter des modifications

13. Le droit à un plan éducatif établi sur la base d'un diagnostic compétent de tes besoins, des forces et faiblesses de ton milieu d'origine

14. Le droit à une révision régulière de ce plan éducatif y compris le droit de participer aux discussions et d'y apporter des modifications

Ceci implique le droit

- d'obtenir de l'aide pour préparer la séance de révision par un ami, parent ou professionnel
- de pouvoir consulter les rapports antérieurs au moins un jour avant la révision
- de donner ton avis sur les participants de la réunion
- de préparer ton propre rapport et d'avoir le droit de parole à la réunion (y compris le droit de sélectionner ton audience)
- de formuler verbalement et par écrit ton désaccord sur certains points de la révision
- ***d'appel contre toutes les décisions prises lors de la révision***
- de demander toi-même une révision de ton cas. Aucun changement au plan éducatif ne doit être fait sans ton accord

Ceci implique également le devoir :

- *de participer activement dans les séances de révision et d'aider les adultes dans leur tâche de préparation*

15. Le droit à des consultations juridiques privées et d'autres mesures d'aide et de soutien, p. ex. une assistance judiciaire au tribunal

Plaintes

16. Le droit de parler de tout ce qui te préoccupe lors de ton placement, d'être écouté et aidé par le personnel. Tu dois te plaindre de tout ce qui te fait souffrir.

    Ceci implique également le devoir :

    - *de te plaindre d'une manière honnête et responsable*

17. Le droit de te plaindre à une personne indépendante (personne de confiance) , de connaître la procédure à suivre pour porter plainte et de savoir ce qui va se passer avec ta plainte. Les adresses et numéros de téléphone qui figurent au début de ce texte peuvent être utiles dans ce cas.

3. Une prise en charge de qualité

18. Le droit à une prise en charge de bonne qualité

Ceci implique le droit :

d'un traitement de bonne qualité dans un endroit confortable
d'avoir des activités bienfaisantes telles que le jeu, les loisirs, le repos et d'avoir un choix parmi plusieurs possibilités
d'avoir une alimentation saine et équilibrée
d'avoir des éducateurs compétents et bien formés

Ceci implique également le devoir :

- *de te comporter d'une manière décente et de prendre soin de ton corps*
- *d'avoir une attitude réaliste par rapport aux possibilités matérielles de l'institution et du personnel*

Argent

19. Le droit d'avoir de l'argent de poche, de l'argent pour des activités de groupe, habits, déplacements (p. ex. pour des visites), anniversaires, vacances et jours de fête

    Ceci implique le droit

    - d'avoir la liberté de dépenser l'argent selon tes propres désirs mais sans porter atteinte à ta santé, la santé des autres ou pour agir contre la loi

4. Education

20. ***Le droit à la meilleure éducation possible adaptée à tes besoins et tes possibilités***

    Ceci implique le droit :

    - à une éducation adaptée à ta situation, ***y compris l'éducation religieuse***
    - d'être aidé et encouragé au travail scolaire et d'avoir p. ex. un endroit calme pour tes devoirs à domicile

- de fréquenter ton école d'origine si elle se trouve à une distance raisonnable de l'endroit de ton placement et si tu ne dois pas fréquenter une école d'internat
- le droit de participer à des activités culturelles, sportives et récréatives dans leur communauté

Ceci implique également le devoir :

- ***de respecter l'obligation scolaire***

5. Santé

21. ***Le droit aux meilleurs soins de santé possibles***

Ceci implique le droit :

- d'avoir une alimentation adaptée à ton état de santé et à tes coutumes culturelles ou religieuses (alimentation végétarienne, cochère e.a.)
- un endroit de vie où il est interdit de fumer
- des informations sur les principes d'une vie saine et les manières de préserver la santé

Ceci implique également le devoir :

- *de soigner ton corps le mieux possible en respectant les soins journaliers d'hygiène, d'aller voir le médecin, de suivre ses conseils*

22. ***Le droit d'être soigné en cas de besoin et le droit à des interventions spécialisées***

Ceci implique le droit :

- ***d'accepter ou de refuser tout traitement médical, chirurgical ou dentaire***
- de voir un docteur ou paramédical de ton choix
- à des services de consultation et de soutien

6. Relations avec la famille d'origine

23. ***Le droit de voir tes parents associés à la mesure de placement le plus souvent possible***

24. ***Le droit de rester en contact avec tous les membres de ta famille*** sauf dans le cas où tu ne le souhaiterais pas ou si c'est contre tes intérêts (dans le cas d'une interdiction en provenance du juge de la jeunesse)

25. Le droit de garder ton identité, ton nom, ta nationalité et tes relations familiales

Ceci implique le droit :

- de rester en relation avec frères et soeurs qui sont également placés et si ce n'est pas possible, de savoir pourquoi

7. Un travail éducatif centré sur tes besoins

26. ***Le droit d'attendre de tous les adultes travaillant pour toi de t'aider et de faire ce qui est dans ton intérêt supérieur***

27. Le droit d'avoir des relations privilégiées régulières avec un membre du personnel éducatif

Ceci implique le droit :

- d'avoir une personne disponible (si tu veux de même race ou sexe) à laquelle tu peux te confier
- d'être prévenu à temps s'il y a des changements au sein de l'équipe éducative
- d'avoir un choix pour déterminer ton « tuteur » et le droit de demander son remplacement

Ceci implique également le devoir :

- *d'avoir une attitude réaliste par rapport aux possibilités et aux disponibilités du personnel éducatif*

8. Un lieu sécurisant

28. Le droit de te sentir en sécurité là où tu vis

Ceci implique également le devoir :

- *d'aider à préserver la sécurité de l'endroit*
- *de connaître et de respecter les règlements de discipline du lieu de placement*

29. ***le droit d'être protégé contre toute forme d'exploitation, de violence physique, psychique ou émotionnelle, abus sexuel ou négligence***

30. Le droit d'être consulté sur toutes les sanctions qui peuvent être prises à ton égard et d'être préservé de mesures de discipline comme :

- ***toute forme de punition corporelle***
- ***le retrait de nourriture ou de boissons***
- ***l'interdiction de voir tes parents, ta famille ou tes amis, d'écrire des lettres ou de téléphoner***
- ***l'obligation de porter des vêtements stigmatisants***
- ***le refus de soins médicaux ou dentaires***
- ***l'administration de médicaments tranquillisants***
- ***le refus du repos nocturne***

31. Le droit à l'éducation en milieu fermé. Tu as le droit à être mis dans une unité de sécurité si c'est nécessaire à ta sécurité, la sécurité d'autrui ou en cas d'atteinte grave à la propriété. Si dans une certaine situation tu dois être maîtrisé, tu dois être immobilisé mais pas délibérément blessé. De telles mesures doivent être documentées.

Ceci implique le droit :

- d'accepter une punition juste quand ton comportement ne peut pas être toléré
- d'accepter les règles de l'endroit où tu vis.

Robert Soisson

Intensive Familienarbeit als Alternative zur Heimeinweisung

Um es vorwegzunehmen: Intensive Familienarbeit könnte einen großen Teil der Heimeinweisungen in Luxemburg und in anderen Ländern Europas vermeiden helfen. Es gibt viele Modelle und Methoden der intensiven Sozialarbeit in Familien[1], von denen einige in diesem Beitrag vorgestellt werden. Der gemeinsame Nenner ihres Erfolgs ist eine kurzfristige, unbürokratische, zeitaufwendige und auf echter Partnerschaft und Teamarbeit beruhende Betreuung von „Problemfamilien" durch Sozialarbeiter, Erzieher und verwandte Berufsgruppen. Der Aufbau von Strukturen intensiver Familienarbeit erfordert den politischen Mut, die „Realitäten" unseres Systems der Erziehungshilfen radikal in Frage zu stellen und einen teil seiner Ressourcen für den Erhalt von Familienstrukturen einzusetzen. Intensive Familienarbeit respektiert die Integrität der Familienstruktur und versucht, die immer vorhandenen erzieherischen Kompetenzen zu entwickeln und die Qualität der Beziehungen innerhalb der Familie zu verbessern. Dort wo intensive Familienarbeit unter guten Rahmenbedingungen stattfinden kann hat sie kurzfristig sehr gute Erfolgschancen und langfristig kann sie den Zusammenhalt der Familien absichern.

In den letzten 15 Jahren wurden in vielen europäischen Ländern, teilweise unter dem Einfluß der Diskussion um die Kinderrechte, Gesetze gestimmt, die das Verhältnis vom Staat zu Kindern und Familien neu festlegten. Allen diesen neuen Gesetzen gemeinsam ist ein paradigmatischer Wechsel vom Schutz- zum Hilfegedanken. Wie stark auch immer das Recht des mißhandelten Kindes auf Schutz weiterhin betont wurde, so setzte sich doch allmählich die Auffassung durch, dass die Ursachen von Vernachlässigung und Mißhandlung stärker berücksichtigt und die Familien in ihrer Erziehungsaufgabe stärker unterstützt werden sollten.

1. Allgemeines zu familienunterstützenden Diensten

Intensive Familienarbeit sollte ein Teil einer breiten Palette von familienunterstützenden Diensten sein. Das „Europäische Forum für Kinderhilfe" (European Forum for Child Welfare, EFCW) hat vor einigen Jahren ein Positionspapier zum Thema „familienunterstützende Dienste" verabschiedet, das ich zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen machen möchte.

„Der Zweck familienunterstützender Dienste liegt generell darin, Mittel bereitzustellen, die das Funktionieren und die Beziehungen in Familien stärken. Insbesondere gilt dies für Familien, die irgendeiner Form oder dem Risiko von Benachteiligung ausgesetzt sind, die ihre Entwicklungsmöglichkeiten bedrohen, d.h. also, Familien zu befähigen, ihr volles Potential zu entfalten".[2]

In der Präambel der UN-Konvention über die Rechte des Kindes wird gefordert, dass der Familie „der erforderliche Schutz und Beistand gewährt werden sollte, damit sie ihre Aufgaben innerhalb der Gemeinschaft erfüllen kann". In den Artikeln 3, 5 und 19 der Konvention werden diese Maßnahmen beschrieben. Die „Europäische Charta für die Rechte des Kindes, ausgearbeitet von einem Ausschuß des Europäischen Parlaments verlangt von jedem Mitgliedsstaat, den Eltern durch soziale Institutionen, Dienste und Einrichtungen die notwendige Unterstützung zu gewährleisten, damit sie ihre Verantwortung wahrnehmen können. Sowohl in der Konvention als auch in der Charta werden die Vertragsstaaten

[1] Der Begriff „Familie" wird hier definiert als das soziale System, das verantwortlich ist und sich verantwortlich fühlt für die Erziehung von Kindern.

[2] Zitiert aus: Familienunterstützende Dienste; Positionspapier des EFCW, deutsche Übersetzung herausgegeben vom Deutschen kinderschutzbund

aufgefordert, im Interesse des Kindes einzugreifen, wenn dieses irgendeiner Form von Mißhandlung oder Vernachlässigung ausgesetzt ist. „ ***Die Tatsache jedoch, daß staatliche Institutionen zum Schutz von Kindern interveniert haben, deren Eltern keine angemessene Unterstützung erhalten haben, ist aus zwei Gründen kritisch zu betrachten: Zum einen berauben sie das Kind des Rechtes, mit seinen Eltern zu leben, zum anderen können sie in der Bereitstellung von Mitteln zur "Ersatzerziehung" enden, die der Herkunftsfamilie zuvor vorenthalten wurden***."[3]

Im Positionspapier des EFCW werden 10 Schlüsselprinzipien zur Bereitstellung familienunterstützender Dienste aufgezählt:

1. Sie sollten soweit wie möglich kommunal verankert und leicht erreichbar sein sowie Informationen über ihren Zweck, ihre Inhalte und ihre Bedingungen bereitstellen;
2. Sie sollten die Beteiligung ihrer Klienten an Entscheidungen und die Kontrolle über den Prozeß, der sie berührt, verstärken;
3. Sie sollten ausreichend flexibel in ihrem Zugang und ihren Angeboten sein, um auf unterschiedliche Bedürfnisse antworten zu können, die durch eine Vielzahl von Familienformen entstehen;
4. Sie sollten eine deutliche Anti-Diskriminierungspolitik und -praxis haben;
5. Sie sollten die Kultur derjenigen, die sie in Anspruch nehmen, respektieren und unterstützen;
6. Sie sollten ihr Engagement für gleiche Chancen für Frauen und Männer in ihrer Struktur, Organisation, Politik, Praxis und Dienstleistung deutlich machen;
7. Sie sollten ihre Angebote darauf gründen, dass Klienten, wie sehr sie auch immer benachteiligt sind, Potentiale und Mittel haben, die entwickelt werden können;
8. Sie sollten als Teil eines Gesamtangebotes oder interinstitutioneller Zusammenarbeit, insbesondere in benachteiligten Gebieten, für Familien, die dort leben, angeboten werden;
9. Der Prozeß der Auswertung sollte integrierter Teil aller dieser Dienstleistungen sein. Er sollte Möglichkeiten Für Klienten bieten, ihre Einschätzung der Dienste einzubringen und Empfehlungen zu beeinflussen;
10. Sie sollten die Möglichkeit für unabhängige Beschwerdeverfahren bieten.

Familienunterstützende Dienste sind notwendig auf drei Ebenen: Die **primäre** Ebene (allen Familien zugängliche Dienste), die **sekundäre** Ebene (z.B. Dienste für Familien in benachteiligten Wohngebieten) und die **tertiäre** Ebene (oder die Ebene der Krisenintervention). Sie sollten den tatsächlichen Bedürfnissen angepaßt sein.

„*Idealerweise* sollten familienunterstützende Dienste **innerhalb der Kommune** eingerichtet werden, um den Zugang zu erleichtern. Der spezifische Charakter der Angebote sollte durch vorher definierte Bedürfnisse bestimmt werden, die durch Forschung oder andere Verfahren ermittelt werden und die die Zustimmung der Klienten und anderer Einrichtungen in der Kommune haben. Dadurch werden die Unterstützungsangebote von Region zu Region verschieden sein, abhängig von den besonderen Bedürfnissen. Zum Beispiel können die Bedürfnisse von Schulkindern in einer Region dominierend sein, während in einer anderen die Bedürfnisse von Vorschulkindern und ihren Eltern Priorität haben.

Grundlegend für die Bereitstellung von familienunterstützenden Angeboten ist die Überzeugung, **daß die Familie für die Entwicklung des Kindes wichtig ist**. Daher ist es besonders bedeutsam, dass Familien, die irgendeine Form der Benachteiligung erfahren oder die Schwierigkeiten in den Familienbeziehungen entwickeln, so früh wie möglich Zugang zu Diensten haben, die

[3] ibd., S. 1; Hervorhebung von mir, R.S.

ihren Schwierigkeiten wirksam begegnen können .

Es ist auch wichtig, daß diese Dienste **die gesamte Familie** als Ausgangspunkt sehen, auch wenn spezifische Angebote für einzelne Familienmitglieder gemacht werden. Außerdem besteht die Notwendigkeit für einen integrativen oder interinstitutionellen Ansatz, damit die Familie als Ganzes davon profitieren kann. In diesem Kontext können Dienste entwickelt werden, die besondere Bedürfnisse befriedigen, z.B. Vorschulkinder, isolierte Frauen, schwierige Jugendliche, Männer etc., die aber gleichzeitig die Entwicklung der gesamten Familieneinheit fördern.

Es ist notwendig, dass die **negativen Auswirkungen von Armut und Arbeitslosigkeit** auf das Funktionieren von Familien anerkannt und Maßnahmen ergriffen werden, die die ökonomische Situation von Familien und Kindern in Armut verbessern.

Es besteht die Notwendigkeit, umfassende Pläne für Dienste für besonders verletzliche Familien auf kommunaler, regionaler und nationaler Ebene zu entwickeln. ...

Es besteht die Notwendigkeit, eine Reihe unterschiedlicher familienunterstützender Dienste einzurichten, die verschiedene nicht-stigmatisierende, entwicklungsfördernde Angebote machen (Erwachsenenbildung und Gesundheitserziehung, Spiel-, Jugend- und Erwachsenengruppen etc.), um Eltern bei der Erziehung helfen zu können. Diese sollten auch Haushaltsdienste für Familien beinhalten, z.B. durch Haushaltshelfer oder Kinderbetreuer, die Familien besuchen und praktische Unterstützung und Beratung für Haushaltsführung und Erziehung bieten oder durch Freiwillige, die gegen soziale Isolation oder niedriges Selbstwertgefühl arbeiten können.

Die Bereitstellung familienunterstützender Dienste in Europa ist sehr inkonsistent. In einigen Mitgliedsstaaten werden sie nur als **Antwort auf Krisensituationen** angeboten, d.h., wenn die Familienbeziehungen bereits sehr gestört sind. Dies hat besonders folgende Konsequenzen:

Es verfehlt, die Rechte von Kindern und ihren Familien zu sichern.
Krisendienste sind mit hohen Kosten verbunden
Krisendienste setzen erst da an, wenn Schaden bereits entstanden ist.

Mit anderen Worten, das Versäumnis, Familien auf lokaler Ebene angemessene Dienste anzubieten, mit einer Betonung präventiver Angebote für die Entwicklung persönlicher und familiärer Ressourcen, ist sowohl auf menschlicher als auch auf finanzieller Ebene teuer."[4]

Das ausgiebig zitierte Positionspapier schließt mit der Forderung, auf europäischer, nationaler und lokaler Ebene den Bereich der familienunterstützenden Dienste konsequent auszubauen.

2. Welches ist die Situation hier in Luxemburg?

Betrachtet man die drei Ebenen, auf denen familienunterstützende Dienste notwendig sind, kann man sagen, dass in Luxemburg diese Dienste auf der ersten Ebene (z.B. Kindertagestätten) nur lückenhaft vorhanden, auf der zweiten Ebene (z.B. Betreuung von Einwandererfamilien) Mangelware und auf der dritten Ebene (intensive Familienarbeit) quasi inexistent sind.

(Überhaupt fragt man sich manchmal, wieso in einem Land mit einem der höchsten Pro-Kopf-Einkommen Europas und der Welt der Bereich der erzieherischen, sozialen und psychologischen Betreuung von Kindern und ihren Familien der Entwicklung in anderen Ländern dauernd und nachhaltig hinterherhinkt – abgesehen von den hier ausgezahlten Gehältern.)

Auf der dritten Ebene, die uns hier näher interessiert, gibt es vereinzelte Ansätze

[4] ibd.; S. 2-3; Hervorhebungen von mir

zur Entwicklung von intensiver Familienarbeit aber es fehlt der Rahmen, innerhalb dessen sich eine solche Arbeitsmethode ungehindert entfalten könnte.

Der politische Wille, intensiver Familienarbeit zum Durchbruch zu verhelfen fehlt und dort, wo er sich zaghaft äußert, scheitert er an den politischen „Realitäten" (etabliertes Heimwesen, Systemzwänge, Inertie).

Der größte Hemmschuh für Innovation im Bereich der intensiven Familienarbeit, unser Jugendschutzgesetz, ist längst revisionsbedürftig. Dennoch geschieht nichts um es zu ändern: sogar der umstrittene § 11 bleibt unangetastet.

Es gibt in der Öffentlichkeit und in Fachkreisen fast keine Diskussion über die verschiedenen Formen intensiver Familienarbeit. Es fehlt an Informations- und Ausbildungsangeboten. Es findet kein Vergleich der verschiedenen Methoden statt. Wie so oft bestimmt der Zufall, ob und wie eine Methode erprobt werden kann. Die bestehenden Ansätze sind an genau definierten Teilpopulationen orientiert und nicht allgemein zugänglich. Die Sozialdienste sind mit administrativer Arbeit überlastet ; es bleibt kaum Zeit, kurze Hausbesuche zu machen, geschweige denn, eine intensive Intervention in einer Familie durchzuführen.

Die aus der Organisationssoziologie bekannten Skleroseerscheiningen alternder Strukturen machen sich auch im vor zwanzig Jahren noch so dynamischen Heimwesen bemerkbar: Ging es damals noch vor allem um die Verbesserung der Lebensbedingungen der Kinder, so wird heute die meiste Zeit mit administrativen Gefechten um Arbeitsbedingungen und Finanzen verbracht.

Der Versuch, die Rechte des Kindes in der Heimerziehung besser abzusichem (z.B. durch eine regelmäßige Überprüfung der Einweisungsmaßnahme) scheiterte einstweilen am Widerstand der Vereinigung der Trägergesellschaften und der Direktoren.

Und dabei kann man nicht behaupten, die Fachöffentlichkeit hier in Luxemburg wäre nicht informiert gewesen: Auf dem internationalen FICE-Kongress im Mai 1992 in Luxemburg hielt z.B. Juliaan van Acker (Katholische Universität Nijmegen) ein Referat mit dem bezeichnenden Titel: „Le travail avec la famille comme alternative au placement".

3. Das „Family Project" von Juliaan van Acker

Das Referat wurde in dem Kongreßbericht veröffentlicht und an alle Teilnehmer sowie an die Fachöffentlichkeit verteilt[5]. Van Acker meint einleitend:

„Il n'est pas facile de changer le comportement d'un enfant, quand on ne travaille pas avec les adultes avec lesquels l'enfant a un lien fondamental, c'est à dire quand on ne travaille pas avec les parents.

Il n'est pas facile de changer le comportement des parents vis-à-vis de l'enfant, quand on ne tient pas compte de leurs angoisses, de leurs peurs, des pressions venant du milieu environnant. ...

Dans la protection de la jeunesse nous avons, dans la plupart des cas, à faire à des parents qui ont échoué, qui sont chômeurs, qui sont pauvres, qui appartiennent à des minorités ethniques marginalisées. Et qu'est ce que nous - à la protection de la jeunesse - faisons aves ses parents? Nous les laissons de côté? Nous remplaçons les parents par de meilleurs éducateurs.

C'est facile de dire que les parents ont échoué, que ce sont de mauvais parents, parce qu'ils ont maltraité, voire abusé de leurs enfants. Le problème est que dans la plupart des cas, les fonctionnaires de la protection de la jeunesse ont raison -

---

[5] Robert Soisson, Hrsg.: Politik, Forschung und Ausbildung in der Heimerziehung; FICE-Verlag, Zürich 1992, S. 36-43 (Hervorhebungen von mir, R.S.)

ils ont parfaitement raison: ces parents ont échoué, ils ont maltraité leurs enfants, ils n'ont pas assumé leurs responsabilités parentales. Donc qu'est-ce qu'on fait pour protéger l'enfant: on met les parents à l'écart, on ne veut plus de ces parents, on dit qu'ils ont échoué, ils perdent leurs enfants, ils perdent leur réputation, ils perdent aussi les rares moments d'affectivité qu'ils avaient avec leur enfant, on prend l'enfant pour le placer ailleurs.

Nous protégeons peut-être l'enfant, mais en même temps nous faisons la même chose ce que fait notre société contemporaine: nous rejetons ceux qui ne se conforment pas à nos valeurs, à nos normes. C'est un peu naïf de ne pas tenir compte de l'influence énorme qu'a l'attitude sociale vis-à-vis du milieu éducatif de l'enfant. En 1988, au congrès international de thérapie familiale à Rome, Salvador Minuchin avouait qu'il avait été très naïf en essayant d'expliquer les symptomes d'un enfant à l'aide des caractéristiques du système familial. Ce qui est beaucoup plus important, selon Minuchin, ce sont les influences des systèmes sociaux sur les interactions dans la famille.

Des influences sociales comme la pauvreté, la marginalisation ou l'instabilité qui règnent dans les relations entre époux, peuvent avoir une influence très négative. Minuchin disait que les institutions d'aide sociale ou de la protection de la jeunesse font elles-aussi partie de ces systèmes sociaux et que ces institutions pourraient avoir une influence destructive sur les familles. Pourquoi?

L'État veut être le bon parent, qui remplace le mauvais parent; la protection de la jeunesse joue le rôle de l'avocat de l'enfant avec comme résultat que l'enfant devient la partie adversaire aux parents. Les parents et trop souvent la mère qui est la seule parente, se sentent impuissants et rejetés. Minuchin qualifiait cette attitude de l'État et des fonctionnaires d'immorale et non-éthique!

J'ai été deux fois directeur d'un établissement pour la prise en charge des adolescentes, placées par le juge de la jeunesse. Il n'est pas question de critiquer le travail des éducatrices, de éducateurs, et de tous ceux qui s'engagent dans les internats de la protection de la jeunesse.

On fait là un travail terriblement beau, terriblement humain; les enfants placés éprouvent dans l'internat, souvent pour la première fois dans leur vie, une chaleur, une attention individuelle, une affectivité désintéressée. Mais en même temps, ces enfants sont terriblement seuls, terriblement angoissés. Et si on se donne la peine de rendre visite au parents, on découvre souvent une détresse épouvantable.
C'est pour ces raisons que depuis 12 ans, je fais tout pour éviter le placement des enfants, pour travailler avec les parents, même ou surtout dans le cas de comportements extrêmement difficiles et délinquents et dans le cas d'abus sexuels et de mauvais traitements. La sécurité de la société et la sécurité de l'enfant restent pour moi la première des priorités."

Im folgenden beschreibt Van Acker sein Projekt. Er erwähnt die zunehmende Armut, die Marginalisierung immer grösserer Bevölkerungsgruppen und beklagt sich über die Sozialwissenschaften, welche die Menschen praktisch ausschliesslich unter den Aspekten ihres Fehlverhaltens studieren. Für sein Modell gelten fünf Grundprinzipien:

1. ***Une intervention thérapeutique ou d'aide sociale nécessite un diagnostic qui soit centré avant tout sur les aspects positifs.***
2. ***Les gens marginalisés et angoissés ont besoin d'un professionnel qui les supporte et les encourage.***
3. ***Le vrai support et la véritable responsabilité sont basées sur le désintéressement et sur la justesse.***
4. ***L'enfant a besoin de sa famille: ses liens naturels sont extrêmement importants. Le***

professionnel fait tout pour les maintenir ou pour les rétablir.

5. ***La sécurité de l'enfant reste une priorité absolue.***

Die Arbitsmethoden des Projekts sind folgende:

L'écoute sans préjugés caractérise les premiers contacts
Le professionnel travaille avec la famille, dans la famille
Le professionnel aide les parents et l'enfant à concrétiser leurs plaintes.
L'attention est dirigée aussi vers le positif
Le diagnostic repose sur des faits concrets, qui sont caractéristiques de la vie journalière de cette famille.
Les buts sont réalistes, concrets et assez faciles à atteindre.

Der Erzieher oder Sozialarbeiter ist in der ersten Phase seiner Intervention rund um die Uhr erreichbar und verbringt sehr viel Zeit (erfahrungsgemäss über 20 Stunden in der Woche) in der Familie. Daher kann eine Person höchstens zwei bis drei familien gleichzeitig betreuen. Gespräche finden statt, wenn die Familienmitglieder erreichbar sind, also vor allem abends. Details zu den Arbeitsmethoden des Family Project können in dem zitierten Text nachgelesen werden; Van Acker beschreibt auch einen konkreten Fall.

Er schliesst mit folgenden Bemerkungen ab:

„J'ai dit au début que dans la protection de la jeunesse nous avons, dans la plupart des cas, à faire avec des parents qui ont échoué, qui sont condamnés, qui sont marginalisés. La plus grande souffrance c'est d'être rejeté, de ne pas être reconnu. La question que je me pose est si nous avons le droit de mettre les parents de côté. Les conséquences de cette intervention sont tellement désastreuses pour les parents. Je pense qu'en agissant ainsi, nous contribuons à l'agressivité dans notre société, nous mettons des adultes dans un état de dépression. Qui dit que l'enfant en fin de compte ne se sentira pas coupable à cause de nos interventions?

Vous me direz peut-être qu'il y a des situations où il est impossible de changer le comportement ou l'influence négative des parents, ou qu'un placement d'un mineur dans un internat ou chez des parents adoptifs n'est considéré que dans le cas où la situation familiale est extrêmement perturbée. Vous avez raison quand vous appliquez vos propres normes dans le diagnostic de la situation familiale.

Mais le remède est souvent pire que le mal. Bien sûr, il n'est pas toujours facile de solliciter la coopération des parents, surtout quand ils sont des modèles très négatifs et quand ils ne sont pas motivés. Mais condamner les parents et ne pas les impliquer dans le traitement, est une condamnation à vie. Ça laisse toujours un vide dans la vie de l'enfant ou d l'adolescent."

Die Grundsätze des „Family Project" sind folgende:

Les parents sont nos partenaires.
Les parents gardent leur responsabilité parentale.
Le professionnel est un négociateur, un médiateur.

Laut Van Acker ist dein Projekt ohne Probleme in anderen Ländern anwendbar. Zu den finanziellen Auswirkungen intensiver Familienarbeit präsentiert er folgendes Zahlenmaterial aus den Niederlanden:

„Au Pays-Bas 3/4 du budget de la protection de la jeunesse est destiné au traitement résidentiel de 10.000 enfants. Ce dernier nombre concerne seulement une fraction des enfants qui ont besoin d'une aide spécialisée. Des études épidémiologiques dans plusieurs pays ont prouvé que 5 à 10% des enfants sont tellement perturbés que, sans aide spécialisée, ils resteraient perturbés pour le reste de leur vie.

Hélas, nos organisations d'aide thérapeutique n'atteignent que 1 à 2% de ces enfants; 5 ou 10% des enfants qui sont perturbés, ça veut dire aux Pays-Bas

qu'il y a 200.000 à 400.000 enfants qui ont besoin d'une aide professionnelle adéquate.

Avec la moitié du budget annuel des centres résidentiels on pourrait nommer 3000 pédagogues ou psychologues qui pourraient traiter, suivant la méthode que je vous ai décrite, 70.000 familles ou 120.000 enfants. J'espère que cet argument est pour vous tous assez convaincant pour amorcer, dès la semaine prochaine, un changement radical dans vos pays. Vous pouvez compter sur moi!"

4. Eltern: Partner oder Sündenböcke

Das war 1992. Das Familienministerium ist zwar freundlich interessiert an solchen neuen Modellen, will aber grundsätzlich nur noch die etablierten Träger im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe unterstützen. Damit macht es aber den Bock zum Gärtner, denn diese tun sich schwer daran, intensiver Familienarbeit innerhalb ihrer eigenen Strukturen den Stellenwert zu geben, den sie verdient. Die hausgemachten „Realitäten" sind eben schwer zu umgehen. Dabei ist die Heimeinweisungspraxis hierzulande auch und gerade in Fachkreisen sehr umstritten. Als Heimeinweisungen noch über das CIEP (Centre d'Information et de Placement) abgewickelt wurden, musste jeder Platz in zähen Verhandlungen mit den Häusern erkämpft werden. Der Versuch, die Notwendigkeit der Heimeinweisung noch einmal zu überprüfen und einen passenden Heimplatz zu finden scheiterte an der mangelnden Bereitschaft der Häuser, ohne wenn und aber Problemkinder aufzunehmen; diese wurden wie heisse Kartoffeln von einem zum anderen gereicht. Um dem endlosen Feilschen ein Ende zu setzen wurde schliesslich das CNAP (Comité national d'arbitrage en matière de placement) geschaffen, welches sich aber schon nach ein paar Jahren als Fehltritt entpuppte. Musste es denn soweit kommen, dass die Akzeptanz von „Problemfällen" nur unter der Androhung von empfindlichen Geldstrafen durchgesetzt werden konnte? „Leidtragende" dieses Gerangels sind nach wie vor die „Centres Socio-Educatifs" von Dreiborn und Schrassig, die sich trotz Personalmangel mit den schwierigsten Kindern befassen müssen. Resultat dieser Politik ist die unheilvolle Allianz zwischen Jugendgericht und Heimerziehung, die darin gipfelt, dass über 80% aller Heimeinweisungen über den Richter angeordnet werden.

Diese Praxis führt zu einer systematischen Stigmatisierung und Entmündigung der Eltern. Sie ist nicht typisch für unser Land, obschon wir hier besonders leichtsinnig mit der „autorité parentale" umgehen. In Frankreich schreibt dazu Caroline Eliacheff[6]:

„La justice peut et doit sanctionner les parents qui abusent de leur pouvoir. Cela est tout à fait différent du jugement moral émanant des institutions prenant en charge les enfants. On oublie que les parents ont *d'abord* délégué (volontairement ou parfois contraints) une parcelle de leur fonction parentale à ces institutions: maternité, crèche, école, Aide sociale à l'enfance, famille d'accueil pour ne citer que les principales. **Or, il est frappant de constater avec quelle facilité les adultes qui s'occupent professionnellement des enfants s'engagent dans la voie de la défense militante de l'«enfant-victime» en disqualifiant les parents. Or, affirmer haut et fort que l'enfant est une personne ne veut pas dire qu'il est l'enfant de personne !** ...

La disqualification via la stigmatisation des parents par des professionnels de l'enfance au nom de la protection de l'enfant va dans le sens de la folie, celle qui consiste à considérer qu'un enfant qui aurait rompu ses liens avec ses parents prétendument «dangereux» et maintenant «à risque» aurait des chances de s'en sortir. Folie de penser que les relations entre parents et enfants

---

[6] Caroline Eliacheff ist Psychoanalytikerin und Autorin des Buches: „Vies privées, de l'enfant roi à l'enfant victime", Odile Jacob, 1997. Die Zitate stammen aus einem Artikel, der in der Novembernummer 1998 des „Monde de l'Education" erschien: „Les risques du dépistage des parents à risque", p. 52-53; (Hervorhebungen von mir, R.S.)

se réduisent à des actes, quels qu'ils soient, folie d'imaginer que les maigres références symboliques qu'offrent l'Aide sociale à l'enfance ou les associations de défense des enfants-victimes puissent se substituer sans dommage aux références symboliques qui instituent un garçon ou une fille comme fils de ou fille de... et qui lui permettront, quels que soient les aléas de la vie, de penser sa place, ses liens et ses relations dans la communauté humaine.

Alors que, de toutes parts, on entend monter la plainte qui stigmatise les parents «irresponsables», on ne peut pas ne pas voir que l'association enfant-victime/parent-coupable va précisément dans le sens de l'infantilisation de ces derniers. Car, en posant la culpabilité de leur côté, les services sociaux endossent la responsabilité de l'enfant en en privant du même coup les parents mais non sans les critiquer d'y renoncer si facile ment.

La culpabilité au sens pénal devrait pouvoir signifier une nouvelle exigence de responsabilité, mais la culpabilisation a l'effet strictement inverse et engendre un sentiment dont aucun parent n'est exempt : l'inquiétude.

Est-il nécessaire de rappeler que les enfants d'aujourd'hui seront les parents de demain ? Laissons-les à leur gré idéaliser puis critiquer leurs propres parents et faisons-leur le crédit de penser que les failles réelles ou supposées de leurs parents les aideront à se construire dans leur singularité, même au prix de souffrances. **Mais l'idéalisation sociale de l'enfant, quand elle passe par la haine de leurs parents, est une violence et une transgression qu'aucune société ne devrait s'autoriser : celle de briser la continuité de l'ordre généalogique au nom d'idéaux gestionnaires qui posent plus de problèmes qu'ils n'en résolvent.**

Dabei ist es in Frankreich sehr schwierig, den Eltern die Verantwortung für ihre Kinder abzuerkennen: Der französische Jugendrichter Alain Bruel hat am 14. Mai 1988 dem „Ministère de l'Emploi et de la Solidarité" im Namen der Arbeitsgruppe „Paternité" einen Bericht vorgelegt:

„Sous le titre: „Assurer les bases de l'Autorité parentale pour rendre les parents plus responsables" le rapport dresse un état des lieux de l'autorité parentale dans la France d'aujourd'hui, tant sur le plan juridique qu'éducatif, avec, en préalable, la dénonciation vigoureuse des propositions de sanctions contre les parents „défaillants". Ceux-ci, eux-mêmes le plus souvent en grande difficulté, ont surtout besoin de soutien et *„si l'État ne peut se désintéresser de l'éducation de ses futurs citoyens, il ne peut y parvenir qu'en faisant des parents ses alliés, non des boucs émissaires""*.[7]

Nach den jüngsten Ausschreitungen von Jugendlichen in verschiedenen Städten Frankreichs wurden Rufe laut, die elterliche Verantwortung bei jugendlichen Starftätern einzuschränken, die Eltern mitzubestrafen, das Strafmündigkeitsalter herabzusetzen, den Eltern das Kindergeld zu entziehen oder gar den Erhalt von Sozialhilfeleistungen nach einem Punktesystem wie beim Führerschein zu regeln. Diese Forderungen wurden zum Teil vom Innenminister p.-P. Chevènement selber vorgebracht, aber er konnte innerhalb der Linkskoalition darüber keinen Konsens erreichen. Besonders die Fachwelt reagierte entsetzt und fordert dem gegenüber eine Verstärkung der elterlichen Verantwortlichkeit durch Ausschöpfen der Ressourcen der Familien, durch eine stärkere Einbeziehung der Väter.

„Si c'est la précarité contemporaine qui mène à la dé-parentalisation, les familles précarisées sont davantage „démissionnées" par les mutations de l'époque, les institutions et les pratiques

---

[7] Mireille Roques: Assuere les bases de l'autorité parentale pour rendre les parents plus responsables. In: Lien Social, N° 459 vom 28. Oktober 1998, S. 6. Diese Nummer enthält ein „Dossier" zum Thema „Autorité parentale" aus dem auch die olgenden Zitate stammen.

du travail social qu'elles ne sont véritablement „démissionnaires".[8]
Für den Jugendrichter Bruel kommt es deshalb nicht in Frage, die elterliche Verantwortung in einzelnen Fällen ausser Kraft zu setzen, sondern „il serait **souhaitable** d'attribuer au juge des enfants le pouvoir de prononcer **après débat contradictoire** des mesures de suspension **partielles et/ou temporaires** de l'exercice **de certains attributs** de l'autorité parentale.

In derselben Nummer von „Lien social" spricht Jean-Pierre Ernst von der „peste de la **disqualifaication et de la déresponsabilisation des parents**".[9]
„Lorsque les parents souhaitent confier (pour quelque raison que ce soit) à l'ASE leur enfant au titre de recueil temporaire, il devrait être acquis *qu'il sont et doivent rester porteurs du projet pour leur enfant. Le fait même qu'ils demandent le placement est un acte de responsabilité et une manière d'assurer indirectement leur fonction parentale.*"

Nachdem ich bereits das „Family Project" von Juilan van Acker vorgestellt habe, möchte ich im folgenden auf eine andere Methode eingehen, die sich zudem einer modernen Technik bedient um die erziherischen Kompetenzen der Eltern zu entwickeln

5. „Video-Home-Training": Eine Methode, die Eltern respektiert und ihre erzieherischen Kompetenzen stärtk

Am 26. und 27. Januar 1996 fand im IEES und im Centre Familial Betlehem eine Konferenz und ein Seminar mit Peter van den Bergh (Universität Leiden; Holland) statt. Recht wenig Teilnehmer hatten sich für dieses interessante Seminar eingeschrieben und nur drei waren an einer Ausbildung in VHT interessiert.

Das Referat von Peter van den Bergh wurde vollständig und mit zahlreichen praktischen Hinweisen im ANCE-Bulletin N° 88 abgedruckt.[10]

Der Autor geht zunächst ein auf die Schwierigkeiten der traditionellen therapeutischen Arbeit mit verhaltensauffälligen Jugendlichen und Problemfamilien. Die Künstlichkeit der Beratungssituation und die einseitige Orientierung am Fehlverhalten führten in den Niederlanden zu einer paradigmatischen Wende weg vom Eliminieren dysfunktionalen Verhaltens hin zum Aktualisieren von Entwicklungsmöglichkeiten.

Auf der Grundlage von Analysen der Eltern-Kind-Kommunikation wurde die Bedeutung folgender Elemente – oder „Bausteine" der Kommunikation - für das VHT hervorgehoben: Aufmerksamkeit füreinander haben; zustimmend aufeinander eingehen, sich auf eine angenehme Art miteinander unterhalten; die Aufmerksamkeit verteilen, kooperativer Umgang, Initiativen aufnehmen, Pläne schmieden, nach Lösungen suchen usw.

Van den Bergh begründet, warum ausgerechnet die Technik des Videofilmen ausgewählt wurde und beschreibt im Detail wie ein Kontakt aufgebaut wird, wie gefilmt wird und welche Elemente der Kommunikation spezielle Beachtung verdienen. Im dritten Kapitel seines Beitrags werden die Grundlagen des VHT erklärt:

Beim VHT werden in Absprache mit den Familien zu Hause kurze Videosequenzen von normalen Familieninteraktionen gedreht. Diese Sequenzen werden vom Therapeuten auf das Vorhandensein und die Häufigkeit der oben erwähnten Bausteine einer guten Kommunikation untersucht. Die Familie wird in einer dritten Phase mit den Ergebnissen dieser Analyse vertraut gemacht. Dabei werden die Filme zusammen mit allen Beteiligten betrachtet und kommentiert.

---

[8] Joël Plantet, ibd., S. 5
[9] Jean-Pierre Ernst: ibd., S. 14

[10] Bulletin N° 88 der Association Nationale des Communautés Educatives, Januar 1996

Das VHT ist nicht „belehrend", wie die traditionellen Therapieformen. Es ist nicht primär auf das gerichtet was schief geht, sondern auf das was (noch) gut läuft. Die Eltern bleiben verantwortlich für eine gute Kommunikation, nicht der Trainer. Die Eltern sind ihr eigenes Modell für erfolgreiches Verhalten, denn die Videoaufnahmen sind eine neutrale Botschaft und eine indirekte Botschaft der Eltern selbst.

Zu bemerken ist, dass VHT auch in vielen anderen Zusammenhängen wirkungsvoll eingesetzt werden kann: Im Kindergarten, in der Schulklasse, in der Heimgruppe, in der Aus- und Weiterbildung usw. Wesentlich ist meiner Meinung nach die sachliche, für alle Beteiligten transparente und positive Atmosphäre des Trainings.

6. Intensive Familenarbeit am Beispiel Kanada

Vom 6. Bis zum 9. September 1995 fand in Louvain, Belgien eine internationale Konferenz statt zum Theme: „There's no place like Home. Supporting Children in Need and their Families." Die Konferenz war organisiert von EUSARF (European Scientific Association for Residential and Foster care for hildren and Adolescents) und eine kleine Zahl von luxemburger Fachleuten war an dieser Konferenz sowohl als Teilnehmer als auch als Referenten beteiligt.

Ungefäht 150 Referate und Seminare standen auf dem Tagungsprogramm. Bis auf wenige Ausnahmen wurde in allen Beiträgen Heimerziehung allenfalls als ein Element in einer breiten Plalette von Hilfsmassnahmen definiert. Der Schwerpunkt der Tagung lag auf der Problematik familienunterstützender Massnahmen als ein Mittel zur Prävention von Heimunterbringung. Dieser Ansatz wurde unter theoretischen, organisatorischen und ethischen Gesichtspunkten diskutiert. Stellvertretend für eine Fülle von aufregenden Arbeiten werde ich hier kurz auf das PAPFC (Programme d'aide personnelle, familiale et communautaire) in der Provinz Quebec (Kanada) eingehen. Das Programm wurde vorgestellt von Ercilla Quintin, Direktorin des „Groupe Recherche en Développement de l'Enfant et de la Famille" der Universität Trois-Rivières.

Ercilla Quintin geht aus von der Vernachlässigung, die in 60-90 % aller Fälle von Misshandlung und Missbrauch ein wesentliches Element darstellt. Sie stellt fest, dass in den letzten Jahren viel getan wurde um den Schutz von Kindern vor Misshandlung und Missbrauch zu verbessern aber wenig zum Schutz vor Vernachlässigung.

Die Mitglieder von vernachlässigenden Familien sind in der Regel arm, wenig ausgebildet und beziehungsarm. Sie leben in gestörten Beziehungsmustern und hatten selbst eine unglückliche Kindheit. Ihre intellektuellen Fähigkeiten sind unterdurchschnittlich, sie haben ein geringes Selbstwertgefühl, sind oft depressiv und haben kein gutes Verhältnis zu ihren eigenen Kindern. Sie leben in einer permanenten Krisensituation und sind sehr misstrauisch gegenüber der Gesellschaft.

Das PAPFC versucht, diesen Familien zu helfen indem es ihre positiven Ressourcen innerhalb des unmittelbaren gesellschaftlichen Umfeldes zu mobilisieren versucht. Die Problemfamilie wird von einem multidisziplinären Team betreut, welches auf folgende Ressourcen zurückgreift:

- Mobilisierung der Unterstützungsmöglichkeiten des sozialen Umfelds (soziale Eingliederung, finanzielle Unterstützung usw.)
- Arbeit in einer Atmosphäre von Freundschaft und Unterstützung
- Individuelle Betreeung von Eltern und Kindern
- Nachbetreeung
- Einsatz von Ko-Therapeuten (Vergleichbare Familien, die keine grösseren Probleme mit ihren Kindern hatten)

- Regelmässige Koordinationssitzungen (alle zwei Wochen) für alle Beteiligten
- Aus- und Weiterbildung der beteiligten Laien und Fachleute; Supervision

In einer wissenschaftlichen Begelituntersuchung wurden 31 als gewalttätig und stark vernachlässigend eingestufte Familien, deren 80 Kinder von einer Heimeinweisung bedroht waren, beobachtet. Die Erfolgsaussichten des Programms wurden allgemein als sehr gering eingestuft.

Der Erfolg des Programms spricht für sich:

82, 5 % der Kinder konnten zuhause bleiben
5 % wurden in Pflegefamilien untergebracht
12,5 % wurden in ein Heim eingewiesen

Dazu kommt, dass in dem Familien, deren Ressourcen erfolgreich mobilisiert werden konnten, die Qualität der Beziehungen entscheidend verbessert werden konnte. Das Resultat des Progamms wurde noch verbessert dadurch dass bereits plazierte Kinder aus denselben Familien wieder nach Hause kommen konnten. Ohne behaupten zu wollen, dass alle Mitglieder dieser Familien plüotzlich zu glücklichen Menschen wurden, ist der Gewin auf menschlichem Plan doch beträchtlich wenn auch schwer in Zahlen auszudrücken. Das Gefühl, verstanden und unterstützt zu werden kann Berge versetzen.

7. Frankreich : Die « Services d'éducation spécialisée et de soins à domicile »; ein Modell für Luxembburg?

Um in Frankreich zu bleiben: Intensive Familienarbeit gibt es in unserem Nachbarland seit den 70er Jahren. Die SESSAD (Services d'éducation spécialisée et de soiins à domicile) waren ursprünglich gegründet worden um die Betreuung behinderter und verhaltensgestörter Kinder zuhause zu verbessern und zu unterstützen. Ihre Aufgabe bestand darin, die schulische Integration zu fördern, die Familie zu beraten und zu begleiten sowie das Kind zu behandeln und zu orientieren. Ihre Zahl wuchs beständig ; heute gibt es ca. 750 dieser Dienststellen mit 6300 Beschäftigten. Die Zahl der betreuten Kinder stieg von ca. 5000 im Jahre 1985 auf über 18.000 im Jahre 1998.

Die Zielgruppen der SESSAD sind Kinder mit körperlicher oder geistiger Behinderung, Verhaltens-, Entwicklungs- oder Schulproblemen. « A chaque fois, il s"agissait bien d'une volonté à la fois de faire sortir l'action médico-sociale hors des murs de l'institution et d"entrer dans une relation interpartenariale afin de répondre au plus près des difficultés des enfants ou adolescents avant que celles-ci ne nécessitent un internat spécialisé. ... Les professionnels ont abandonné la conviction dune famille formant un milieu pathologique don't il faudrait éloigner lenfant ».

Dadurch werden die Eltern nicht als Gegner sondern als Partner in der Betreuung erlebt. In dem Ministerialerlaß vom 30. Oktober 1989 wird festgelegt, daß die Familie bei dem Erstellen des Hilfeplans (projet individuel, pédagogique, éducatif et thérapeutique), bei seiner Umsetzung, bei der Nachbetreuung und Auswertung beteiligt werden soll. Es geht darum, die Ressourcen der Familie zu mobilisieren.

Die SESSAD verstehen sich weder als Sozialdienste, noch als Therapiezentren, noch als Sonderschuleinrichtungen. Sie liegen im Überschneidungsbereich dieser drei Einrichtungen.

Das Modell der SESSAD wäre durchaus auf Luxemburg übetragbar, unter zwei Bedingungen:

Die kindischen Streitereien zwischen Beamten von den verschiedenen Ministerien, die sich näher oder im weiteren Sinne mit Kinder beschäftigen müssen aufhören und eine echte Zusammenarbeit muss organisiert werden. Hilfreich in diesem Kontext wäre die Abkehr von der traditionellen Klassifizierung der Kinder in normale, sozial geschädigte und behinderte mit den unvermeidbaren Unterkategorien. Eine echte Politik für Kinder geht von

einem einheitlichen Konzept von Kindheit aus, in dem ganze Gruppen und auch Individuen zu bestimmten Zeiten oder auch über ihre ganze Kindheit hinweg besondere Bedürfnisse haben, die von staatlichen und nicht-staatlichen Dienstleistungsträgern erkannt und befriedigt werden sollen. Ich will hier nicht die Diskussion um das für und wider die Schaffung eines **Kinderministeriums** aufgreifen, aber die vor ein paar Jahren erfolgte Verschiebung des „Service de l'Education Différenciée" vom Erziehungs- zum Familien- und Behindertenministerium zeigt, dass es in diesem Bereich echte Probleme gibt und eine kohärente Politik fehlt.

Die zweite Bedingung wäre dass die im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe tätigen freien Träger ihrerseits ihre bisherigen Praktiken in Frage stellen und die bestehenden Bedürfnisse in der Optik des anfangs beschriebenen paradigmatischen Wechsels vom Schutz- zum Hilfegedanken neu überdenken.

Nachtrag: Secrets That Destroy

Die „International Save the Children Alliance" hat im Rahmen des Daphne-Programms im Jahre 1998 eine Serie von 5 internationalen Konferenzen zum Thema „Sexueller Mißbrauch" in Spanien (Valencia), Finnland (Helsinki), Frankreich (Lyon), Dänemark (Kopenhagen) und Griechenland (Athen) organisiert. Der Schlußbericht liegt nun vor.

In dem ausführlichen Dokument, das mir am 1. April 1999 zugesandt wurde findet sich unter anderem ein Referat der Jugendrichters François Gominet, Premier Juge des Enfants au T.G.I. de Saint Etienne: „Prise en charge psychologique des victimes d'aggression sexuelle".

In dem Kapitel: „La prise en charge du mineur victime" schreibt Gominet über die Rolle des Jugendrichters:

„Le législateur a prévu que, chaque fois qu'il était possible, devrait être priviliégé la solution de maintien dans le milieu actuel (article 375-2 du code civil).

Le retrait du milieu familial est en effet loin d'être la panacée. Serait simpliste le raisonnement qui consisterait à penser que les problèmes de l'enfant qui vivrait dans un milieu défavorable seraient réglés par son accueil dans une famille ou institution qui viendrait prendre la place des parents „défectueux". N'est d'ailleurs pratiquement plus soutenue par les professionnels compétents en matière éducative, cette notion de solution substitutive qui a pu parfois être pratiquée, il y a quelques dizaines d'années, avec des placements de longue durée ou l'assistance maternelle n'était plus dans un rôle de mère adoptive, que de soutien momentané à un enfant destiné à garder une place dans son système familial.

Neben anderen Massnahmen ist die Heimeinweisung nur in aussergewöhnlichen Fällen und unter präzisen Bedingungen möglich:

„Le placement peut être pris soit de manière provisoire (ayant vocation à durer de 6 mois maximum), soit pour une durée que le juge des enfants détermine sans pouvoir excéder deux ans, si la mesure est exercée par un service ou une institution. Des reconductions sont possibles à condition qu'intervient à chaque fois un nouveau jugement. Avant chaque décision qu'il est amené à prendre, le juge des enfants doit entendre les parents et, sauf si son âge ou son état de santé ne le permettent pas, le mineur concerné. Ceux-ci peuvent se faire assister d'un avocat de leur choix. Il leur est même possible de demander qu'il leur soit commis un d'office. »

Dont acte !

Selbstverständnis der Heimerziehung

Unerträgliche Kinder: Produkte und Opfer unserer Einfallslosigkeit? [1]

Von Klaus Wolf

Bekanntlich nehmen wir die Dinge aus unterschiedlichen Perspektiven unterschiedlich wahr. Aus der einen Perspektive betrachtet erkennen wir Aspekte, die wir aus einer anderen nicht erkennen konnten, und wiederum werden uns Aspekte, die wir vorher erkannten, nun unzugänglich. Auch wenn wir einen Gegenstand in den Umrissen seiner vollen Gestalt erkennen, bleiben uns Merkmale verborgen, die wir etwa nur mit einem Mikroskop erkennen können. Wenn wir nun Probleme der Jugendhilfe betrachten, richten wir unser Augenmerk häufig auf die Schwierigkeiten, die Kinder, für die wir auf irgendeine Art beruflich zuständig sind, anderen bereiten. Wir haben dann häufig ein Modell des Normalen vor Augen, das wir etwa psychische Gesundheit oder normales Verhalten nennen, und vergleichen diese Kinder mit unserem Modell der Normalität und konstatieren Differenzen, die wir etwa Verhaltensstörungen, neurotische Fehlentwicklung, Verwahrlosung, Dissozialität oder kriminelles Verhalten nennen. Die Begriffe ändern sich im Verlaufe der Zeit auch in Abhängigkeit von der Konjunktur wissenschaftlicher Schulen, aber im Wesentlichen ist der Sachverhalt der gleiche: Störungen und Abweichungen werden diagnostiziert, und wir bemühen uns Programme zu entwickeln, um diese Abweichungen zu reduzieren. Die Aufmerksamkeit konzentriert sich dann immer stärker auf die Analyse der Störungen, ihrer möglichen Ursachen und die Konstruktion und Legitimation unserer Veränderungsprogramme. Diese Veränderungsprogramme bezeichnen wir dann gelegentlich als Erziehung, häufiger als Therapie, wohl auch weil die Kennzeichnung als Therapie ein höheres Maß an Professionalität verspricht als die Erziehung, von der man annimmt, daß sie im Grunde doch jeder betreiben könne. In dieser Perspektive erscheint es sinnvoll, für die unterschiedlichen Formen der Abweichungen und Störungen unterschiedliche Typen von Einrichtungen zu entwickeln, die auf solche Störungen spezialisiert sind. Haben wir es dann mit Kindern zu tun, bei denen unsere Programme offensichtlich erfolglos sind - und das ist wohl nicht so selten - suchen wir neue Programme, neue Mitarbeiterinnen[2] und fordern gelegentlich neue Einrichtungen, die für diese Probleme nun zuständig sein sollen. Die Suche nach neuen Programmen und die Pläne für neue Einrichtungen beziehen sich dann etwa auf die Forderungen nach Einsatz neuer therapeutischer Spezialisten in den Einrichtungen der Jugendhilfe, nach Sondermaßnahmen der Erlebnispädagogik oder - wenn der Druck besonders groß wird und die gesellschaftspolitische Großwetterlage es begünstigt - nach der Einführung geschlossener Einrichtungen.[3]

Soweit die grobe Skizze dieser Wahrnehmungsperspektive. Sie ist - so mein Eindruck - weit verbreitet, sie ist in sich schlüssig - was wenig über ihre

---

[1] Überarbeitete Fassung eines Vortrags auf dem Jugendwohlfahrtsforum 1995 in Salzburg, erschienen in „Unsere Jugend" 1996, H. 11, S. 455-471

[2] Ich habe mich entschieden, jeweils die weibliche Form zu verwenden, um nicht umständliche Formulierungskonstruktionen mit der männlichen und weiblichen Form verwenden zu müssen. Für die weibliche Form spricht im Zweifelsfall, daß in unserem Feld mehr Frauen als Männer arbeiten.

[3] Die geschlossene Unterbringung kann kein Problem lösen, aber Handlungsfähigkeit demonstrieren, wo die Ratlosigkeit am größten ist. Die Probleme und Folgen geschlossener Unterbringung werden sorgfältig analysiert bei: *Ch. v. Wolffersdorff, V. Sprau-Kuhlen:* Geschlossene Unterbringung in Heimen. Kapitulation der Jugendhilfe? Weinheim, München 1990

Angemessenheit aussagt - und sie hat eine Reihe von Nebenwirkungen.[4]

Es hängt - wie ich am Anfang sagte – von der Perspektive ab, was man wahrnimmt. Ich möchte daher im folgenden eine andere - nach meinem Eindruck weniger etablierte - Perspektive genauer beschreiben. Der Anspruch dabei ist, daß wir Aspekte entdecken können, die uns in der vorher skizzierten Perspektive weitgehend verborgen geblieben sind. Der Anspruch ist selbstverständlich nicht, im Folgenden würde die einzig angemessene Perspektive oder das Wesen der Jugendhilfe vollständig erfaßt. Solche letzten Wahrheiten und allumfassenden Erklärungen kann ich nicht anbieten.

Nun also zu dieser Perspektive. Ich möchte von folgender Annahme ausgehen: Die Ursachen für die Probleme, die uns die Kinder bereiten, die als besonders schwierig gelten, liegen nicht bei den Kindern selbst, auch nicht bei deren Eltern, nicht einmal in der Gesellschaft, sondern bei uns, die wir uns beruflich mit ihnen befassen. Die von uns zu verantwortenden Organisationsstrukturen, unsere Leitbilder und Erklärungsmodelle, unsere ethischen Einstellungen, unsere falschen Ursachenzuschreibungen - zusammengefaßt: unsere Praxis - ist die Ursache, daß einige Kinder uns und anderen als unerträglich vorkommen.

Vielleicht kommt einigen von Ihnen diese Annahme als offensichtlich absurd vor. Denen möchte ich vorschlagen: Betrachten Sie es als ein Experiment zu Erkenntniszwecken, und lassen Sie uns sehen, was dabei herauskommt.

1. Probleme der Anstalten

Geht man also auf die Suche nach Merkmalen der Heimerziehung, die Probleme verursachen oder verstärken, stößt man auf eine Reihe von Forschungsergebnissen und Überlegungen, die sich mit der Größe von Einrichtungen befassen. Wir wissen, daß große, auf einem zentralen Heimgelände angesiedelte Heime einige problematische Wirkungen hervorbringen. Dies belegen eine Reihe von Untersuchungen[5], die angeregt durch *E. Goffmans*[6] Analyse totaler Institutionen die Lebenswirklichkeit von Heimen in den Blick genommen haben. Insbesondere die Entwicklung einer heimspezifischen Subkultur, eine arbeitsteilige Organisation und die Stigmatisierung der im Heim lebenden Kinder sind solche problematischen Wirkungen großer, zentraler Heime. Eine heimspezifische Subkultur, deren zentrale Werte und Interpretationsmuster dem offiziellen Regelsystem der Anstalt entgegengesetzt sind, produziert genau die Einstellungen und Verhaltensweisen, die die Einrichtung verhindern will. Die arbeitsteilige Organisation, mit einem System unterschiedlicher Spezialisten für unterschiedliche Funktionen, bildet ein Lernfeld, in dem man weder die Fertigkeiten funktionaler Selbständigkeit und schon gar nicht autonome, selbstbewußte und selbstverantwortliche Entscheidungen über die eigene Lebensgestaltung lernen kann. Stigmatisierung schließlich verletzt die Kinder nicht nur in ihrer Integrität, sondern stört die sozialen Beziehungen zu anderen außerhalb des Heimes und verschließt damit einen wichtigen Erfahrungsbereich.

Diese Aspekte spielen in der Kritik an der Anstaltserziehung eine wichtige Rolle und sie belegen, daß die Organisationsformen der Jugendhilfe durchaus Probleme hervorbringen oder verschärfen können. Ausgelöst durch die Kritik hat es in den

---

[4]) Siehe hierzu zusammenfassend: *K. Wolf*: Veränderungen in der Heimerziehungspraxis: Die großen Linien. In: *ders.* (Hg.): Entwicklungen in der Heimerziehung. Münster 1995 (2. Aufl.)

[5] Exemplarisch möchte ich die folgende gelungene qualitative Studie empfehlen: *G. Landenberger* und *R. Trost*: Lebenserfahrungen im Erziehungsheim. Identität und Kultur im institutionellen Alltag. Frankfurt 1988.

[6] *E. Goffman:* Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt/M. 1973

letzten 25 Jahren eine breite Bewegung der Organisationsveränderung gegeben, die man mit dem Begriff Dezentralisierung[7] zusammenfassen kann, und das Interesse ist gewachsen, kleinere Einrichtungen zu fördern.

Kleine Einrichtungen sind - so eine Konsequenz aus der Kritik an den Anstalten - eine notwendige Voraussetzung zur Vermeidung solcher Probleme. Sind sie aber auch eine hinreichende Voraussetzung, oder gibt es Hinweise, daß auch in kleinen Einrichtungen vermeidbare Probleme produziert werden können? Hierfür - um meine Antwort vorwegzunehmen - gibt es eine Fülle an Hinweisen.

2. Probleme (auch) in kleinen Einrichtungen

Kleine Heime sind nicht zwangsläufig Lebensorte für Kinder, an denen ihre bisherigen Lebenserfahrungen umfassend berücksichtigt würden und die sie mitgestalten und beeinflussen können. Auch hier kann das Leben bestimmt sein durch die Regularien der Institution, die unabhängig von einzelnen Mitgliedern ihren Bestand, ihre Struktur und ihre Handlungsprinzipien sichern will. Die Kinder sind dann - wie die pädagogischen Mitarbeiterinnen übrigens auch - ein kleines Rädchen im Getriebe, sollen sich einpassen, ihren Platz einnehmen und wieder verlassen, und die Erwartungen an sie sind manchmal festgelegt, ohne daß ihre Lebenserfahrungen, Problemdefinitionen und Zukunftsvorstellungen berücksichtigt sind. Etwa wenn Kinder aus einer Einrichtung weglaufen oder sich auf das Leben dort gar nicht erst richtig einlassen, kann man das als einen solchen Indikator für Lebensverhältnisse interpretieren, in denen ihre Lebenserfahrungen nicht ausreichend berücksichtigt werden. Man kann dies auch als einen Indikator für mangelnde Beziehungs- und Gruppenfähigkeit oder Verwahrlosung interpretieren und auf die Suche nach Programmen gehen, diese Unfähigkeit und Störungen zu beseitigen. Hier geht es mir um die andere Perspektive. Das Weglaufen wird als eine Frage an uns verstanden. Was haben wir falsch gemacht, daß das Kind sich auf die von uns gestalteten Lebensbedingungen nicht einlassen kann?

Ein weiterer Aspekt kommt hinzu. Wir Erwachsenen sehen in der Heimerziehung häufig einen anderen Sinn als die Kinder. Wir wollen sie in erster Linie erziehen, definieren Ziele, die wir erreichen wollen. Diese Ziele bestehen häufig in einer Absicht der Veränderung des Verhaltens und der Einstellungen[8], manchmal mit der ausdrücklichen Absicht, das bisherige Verhalten unbedingt beseitigen zu wollen[9]. Wir müssen das, was wir tun, vor uns und anderen legitimieren. Diese Legitimation versuchen wir zu erreichen, indem wir unser berufliches Tun als auf bestimmte Ziele ausgerichtetes, zweckrationales Handeln definieren. Die Schweizer *Josef Niederberger* und *Doris Bühler-Niederberger*[10] haben in einer lesenswerten Studie u. a. Familien und Heimgruppen - miteinander verglichen und dies als - eines von mehreren - wichtiges Unterscheidungskriterium herausgearbeitet: In Familien findet Erziehung implizit statt, man könnte sagen eingebettet in das gemeinsame Leben, Auch dabei verfolgen

---

[7] Ein Überblick zu den Aspekten der Dezentralisierung in: *K: Wolf*: Veränderungen der Heimerziehungspraxis: Die großen Linien. In: *ders*. (Hg.): Entwicklungen in der Heimerziehung. Münster 1995 (2. Aufl.). Siehe außerdem die insbesondere für die Ausbildung geeignete Darstellung in: *H. Trabandt, K. Wolf*: Veränderung der Heimerziehung. Großheime und ihre Zersiedelung. Stuttgart 1981

[8] Die Absicht, Veränderungen zu bewirken, beziehen sich dann ausschließlich auf die Kinder. Unsere ggf. veränderungsbedürftigen Einstellungen geraten so nicht in den Blick.

[9] Diese extremere Form möchte ich als Umerziehung bezeichnen. Sie ist fast ausschließlich an Normen ausgerichtet, die es zu verteidigen gilt und nicht an den Lebensäußerungen der Kinder.

[10] *Josef Niederberger* und *Doris Bühler-Niederberger* : Formenvielfalt in der Fremderziehung. Zwischen Ablehnung und Konstruktion. Stuttgart 1988

Erwachsene und Kinder Zwecke, die Zwecke sind sogar sehr vielseitig und komplex, aber sie sind nicht durch Erziehungsabsichten dominiert. Anders sind die Verhältnisse in Organisationen, hier also in Heimgruppen. Dort erwarten die Erwachsenen von sich, daß sie jede ihrer Handlungen mit expliziten Erziehungsabsichten begründen können. Nicht das gemeinsame Leben ist der Zweck, der Sinn verleiht, sondern das mit den Kindern zeitweise geteilte Leben ist das Erziehungsmittel, der Sinn besteht in der Verhaltens- und Einstellungsänderung. Besonders deutlich wird dieser Aspekt in Heimen mit stark verhaltenstherapeutisch ausgerichteten Konzeptionen. Hier erscheint die Kommunikation zwischen Erwachsenen und Kindern primär als ein Feld für das richtige Setzen von Verstärkern für erwünschtes Verhalten. Der Zweck der Verhaltensmodifikation bestimmt dann weitgehend das Verhalten der Erwachsenen und ihren Umgang mit den Kindern.

Die Kinder erhoffen sich - soweit sie denn Hoffnungen auf uns setzen - einen attraktiven Lebensort zu finden. Vielleicht wünschen sie sich einen Ort zu finden mit weniger Gewalt und weniger Angst vor anderen, vielleicht einen, an dem sie in Ruhe gelassen werden auch von Erziehungsansprüchen, die sie manchmal als Zumutungen empfinden, vielleicht einen, an dem sie sich nicht mehr in gleichem Umfang durchs Leben schlagen müssen wie vorher[11]. Solche individuell unterschiedlichen Hoffnungen und Bedürfnisse hängen mit den individuellen Lebenserfahrungen zusammen, und wenn es uns gelingt, ihre Bedürfnisse vor dem Hintergrund der Lebenserfahrungen zu deuten, ist eine wichtige Voraussetzung für den verstehenden Zugang zu Kindern erfüllt, der ohne eine solche Deutungsarbeit[12] nicht gelingt. Wenn man an einer solchen Deutung interessiert ist, wird man neugierig auf das, was die Kinder bisher erlebt und erlitten haben, wie sie ihr Leben interpretieren, was für sie Schlüsselereignisse, Hoch- und Tiefpunkte waren, was sie sich sehr wünschen und was ihnen auf gar keinen Fall passieren soll. Solche Fragen kann man fast nie nach einem Aktenstudium beantworten, und die Gespräche, die uns solche Lebenserfahrungen entschlüsseln, haben wenig zu tun mit dem, was man als Anamnese bezeichnet, und das Selbstverständnis ist nicht eines, das man gut als Erziehungsplanung bezeichnen könnte. Wir sind die Lernenden in solchen Gesprächen. Wenn es uns gelingt, günstige Situationen für solche Gespräche zu arrangieren - *was* in einer Heimgruppe nicht leicht ist - können wir unsere Deutungen entwickeln - auch unter Zuhilfenahme unserer Lebenserfahrungen und unseres theoretischen Wissens - und sie schließlich überprüfen, indem wir in unserem Umgang mit den Kindern die gedeuteten Lebenserfahrungen zu berücksichtigen versuchen. Gelingt dies nicht, haben wir einen Fehler gemacht und müssen neue Deutungsangebote erarbeiten. Ich forsche hierüber seit zwei Jahren, und je länger ich es tue, desto größer wird meine Faszination von der Art der Kinder, sich mit ihrem Leben und ihren Lebensproblemen auseinanderzusetzen.

Ein weiteres Problem kann ebenfalls in kleinen Einrichtungen eine Rolle spielen. Manchmal scheint es kleinen Einrichtungen in hohem Maße zu gelingen, normale Lebensverhältnisse für die Kinder herzustellen. Dann gibt es ihnen zugewandte Erzieherinnen - was natürlich schon sehr viel ist -, gute Kontakte zu Nachbarskindern, vielleicht sogar stabile Beziehungen in der

---

[11] Zu den Mindestanforderungen an eine Heimerziehung, die die Lebenschancen der Kinder verbessern will, siehe K: Wolf: Veränderungen in der Heimerziehung und Jugendhilfe als Spiegel veränderter Moralvorstellungen und Kontrollstile? In: *F. Peters/ W. Trede* (Hg.): Strategien gegen Ausgrenzung. Politik, Pädagogik und Praxis der Erziehungshilfen in den 90er Jahren. Frankfurt (IGfH) 1992: 157 ff

[12] Siehe zur Konzeption von „Deutung" und „Deutungsarbeit": *B. Dewe, W. Ferchhoff, A. Scherr, G. Stüwe*: Professionelles soziales Handeln. Soziale Arbeit im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis. Weinheim, München 1993: insbesondere 100 ff.

Heimgruppe, und trotzdem sind zumindest für jüngere Kinder die Verhältnisse in einem zentralen Punkt völlig abweichend von der Normalität: Sie leben nicht bei ihren Eltern. Nicht bei den Eltern aufzuwachsen, ist für Kinder manchmal ein kaum heilbarer Makel. Selbst massive Vernachlässigung und Gewalt im Zusammenleben mit den Eltern können Kinder wohl als einen geringeren Verstoß gegen die Normalität empfinden, als Lebensumstände, bei denen sie auf Dauer nicht bei ihren Eltern leben.

Was soll man dagegen tun, werden Sie vielleicht fragen. Sicher, manchmal ist es unvermeidbar, daß wir den Kindern diese - aus ihrer Sicht unzulänglichen Bedingungen - zumuten müssen, vielleicht gelingt es sogar, sie durch Menschlichkeit und Professionalität mit dieser Zumutung zu versöhnen. Es gibt aber auch darüber hinausgehende Konsequenzen. Eine möchte ich später am Beispiel einer Lebensgemeinschaftsbetreuungsform skizzieren, eine andere hier nur benennen. Dieses Problem erzwingt, daß man die Chancen der Unterstützung von Familien – etwa in einer lebensweltorientierten sozialpädagogischen Familienhilfe - sehr gewissenhaft ausschöpft, um vermeidbare Trennungen auch tatsächlich zu vermeiden.

Sie erinnern sich, ich war auf die Suche nach Strukturen gegangen, die Probleme verursachen. Ich habe noch ein weiteres Merkmal gefunden. Stellen Sie sich bitte vor, Sie besuchen eine kleine Einrichtung. Sie kommen in ein schönes Haus mit großem Garten drum herum. Es sieht alles gemütlich aus, jedes Zimmer ist ein wenig anders, aber immer mit freundlichen Möbeln eingerichtet, die Kinder haben Plüschtiere, und Blumen stehen auf den Fensterbänken. Ein schöner Ort für Kinder! Sicher, auf den ersten Blick. Aber vielleicht müssen Sie bemerken, daß man Ihnen alle Kinderzimmer zeigt, daß man den Raum betritt, kaum daß man angeklopft hat, und daß die Kinder nicht überrascht sind, wenn plötzlich fremde Leute im Zimmer stehen. Vielleicht wundern Sie sich auch, wie schön die Kinder ihre Zimmer eingerichtet haben und wie sehr sie dabei auch unseren Geschmack getroffen haben. Wenn Sie eigene Kinder haben, bemerken Sie vielleicht ein wenig neidisch, wie aufgeräumt die Zimmer hier sind. So kann auch die schöne Welt auf Probleme verweisen, hier auf das der möglicherweise fehlenden Privatheit. Das Zimmer ist in meinem Beispiel ein Raum in einer Einrichtung öffentlicher Erziehung, kein privater Lebensraum. In einen solchen ließe man nicht jeden, man verfügte selbstverständlich frei, ob man Zutritt gewähren wolle oder nicht. Hier ist auch eher ein Lebensstil der Einrichtung, vielleicht der Erzieherinnen verwirklicht, aber der Kinder? Vorher lebten sie meist anders und - was mehr Gewicht hat - danach oft auch wieder. Dazwischen leben sie bei uns, wir bestimmen die Regeln und versuchen unseren Lebensstil durchzusetzen. Für Jugendliche, die bereits einen eigenen Lebensstil entwickelt haben, sind solche Lebensbedingungen vielleicht ein wichtiger Grund, sich nicht auf unsere Betreuung einzulassen. Dies gilt sehr häufig dann, wenn sie eine stabile Orientierung in einer der jugendlichen Subkulturen gefunden haben und für sich Lebensorte gefunden haben, die wir nicht akzeptieren wollen. Ich möchte an einem Beispiel einen anderen Umgang mit solchen kulturellen Diskrepanzen illustrieren.

In Hamburg ging es in der 2. Hälfte der 80er Jahre u. a. darum, Jugendliche zu betreuen, die sich der Punkerszene zurechneten, die in der Haferstraße oder im Schanzenviertel wohnten. Manche waren von zu Hause, andere aus Heimen weggelaufen und lebten seit einigen Monaten, manche seit ein bis zwei Jahren, in besetzten Häusern. Sie hatten gelernt, sich durchs Leben zu schlagen, auch mit illegalen Strategien, z. T. weil das Spaß machte und der Kampf zu ihrem Lebensgefühl gehörte, z. T. weil ihnen nichts anderes übrig blieb. Der jugendpolitische Druck war groß geworden, die Verhältnisse sollten nicht so bleiben wie sie waren. Erste Versuche, die Jugendlichen in Heimen unterzubringen, waren erfolglos. Die Heime waren nicht begeistert, man hatte seine Vorstellungen, wie das Leben in der Heimgruppe sich entwickeln könnte, wenn man einen solchen Jugendlichen aufnahm. Wichtiger noch war, die Jugendlichen kamen nicht. Weniges war für sie ähnlich absurd, wie in ein Heim zu gehen. Sollte man die Polizei schicken und sie holen lassen?

Darauf war die Szene gut vorbereitet, und der Sinn eines solchen Polizeieinsatzes war nicht zu erkennen: Sollte die Polizei sie jeden Tag wieder suchen, und was für eine Betreuung sollte unter solchen Bedingungen stattfinden! Die klassischen Regeln waren außer Kraft: Die Jugendlichen kamen nicht zu den Heimen, und eine Betreuung hätte nur so durchgesetzt werden können, daß ihr in der Durchsetzung jegliche Grundlage entzogen worden wäre. Man wußte nun, daß das Leben in der Szene auf Dauer nicht nur durch die große Freiheit gekennzeichnet war. Manches war schwierig,
ödet einen auf Dauer an, die Kumpel standen im Kampf eng zusammen, aber sonst gab es auch viel Streit, materiellen Mangel und wohl auch Perspektivlosigkeit. Dies war für die meisten kein Grund, in Heime zu gehen, auch nicht in die bestehenden Jugendwohngemeinschaften der Heime. Aber es gelang einem kleinen leistungsfähigen Träger, Wohnungen anzumieten, mitten im Schanzenviertel, und ausgebildete Mitarbeiterinnen zu gewinnen, die in der Lage waren, mit den Punks zu kommunizieren, weil ihr eigener Lebensstil einige Berührungspunkte zur Kultur der Punker hatte und weil sie andererseits nicht in deren Kultur aufgingen und so über Strategien verfügten, über die die Jugendlichen nicht verfügten, etwa erfolgreich mit Vermietern zu verhandeln oder mit der Polizei vernünftig zu sprechen, obwohl man sie auch nicht liebte. Eine Reihe von Jugendlichen konnten diese Betreuungsmöglichkeit nutzen, stabilere Lebensverhältnisse für sich gewinnen, Jobs suchen und zumindest eine Zeit lang aushalten, einige konnten sogar Schulabschlüsse nachholen. Das Leben in den Wohnungen war nicht immer einfach - eine Portion Chaos gehört dort zum Leben - etwa die graphische Gestaltung der Zimmer trifft nicht jedermanns Geschmack. Aber es sind für sie lebenswerte Orte entstanden.

Wofür soll das Beispiel stehen? Es soll veranschaulichen, welche Determinanten wir in klassischen Arrangements der Heimerziehung schaffen: Wir schaffen einen Ort und richten ihn nach unseren Vorstellungen ein, wünschen uns von den Jugendlichen einen Lebensstil, der dem unseren möglichst ähnlich sein soll, in der Sprache, im Habitus, im Umgang mit anderen, in der Bedeutung langfristiger Investitionen in die Ausbildung u. v. m.

Wir haben hierfür auch gute Gründe, weil unsere Strategien in unserer Gesellschaft zur Sanktionsvermeidung und Sicherung sozialer Teilhabechancen wirkungsvoller sind als viele der ihren. Aber wenn sich Jugendliche - aufgrund ihrer Lebenserfahrungen – darauf nicht einlassen können, dann neigen wir manchmal dazu, auf unsere Macht – manchmal auch auf Gewalt, wenn ich an die geschlossene Unterbringung denke - zu setzen. Aber auch das stößt in einer vielschichtigen Gesellschaft an seine Grenzen.

Das Beispiel steht für einen Versuch, aus diesem Denken auszusteigen und durch eine veränderte Sicht, neue Handlungsmöglichkeiten zu gewinnen. Dies ist übrigens weniger eine Frage der Liberalität, sondern zumindest auch eine der Effizienz. Wenn es denn einen dauerhaft wirksamen Einfluß gibt, dann wohl eher so. Dies möchte ich an einem zweiten sehr kurzen Beispiel veranschaulichen.

In der Betreuung von gewalttätigen rechten Jugendlichen stehen nach meiner Erfahrung auch ansonsten gute Mitarbeiterinnen in der Gefahr, in der Kommunikation mit diesen Jugendlichen den antifaschistischen Kampf aufzunehmen. Dies ist nicht deswegen falsch, weil die Einstellungen und Handlungen der Jugendlichen eigentlich unproblematisch wären, das sind sie gewiß nicht, sondern weil es völlig ineffizient ist. Die Kunst besteht darin die Lebensprobleme auch dieser Jugendlichen zu entdecken, ihnen bei deren Bewältigung zu helfen und sie nicht nur wahrzunehmen als rechte Schläger, sondern als einzelne Individuen. So kann es dann eher gelingen, den Druck in ihnen ein wenig zu verringern und die ausagierende Gewalt nach außen zu begrenzen.

Ich denke, die bisher dargestellten Aspekte reichen aus, um zu belegen, daß auch in kleinen Einrichtungen gravierende,

heimerziehungstypische Probleme bestehen können.

Im folgenden möchte ich weitere Aspekte darstellen, die meine Annahme stürzen, daß unsere Organisationsstrukturen, Leitbilder und Erklärungsmodelle die Probleme von Kindern verschärfen können. Ich habe diese Aspekte zu zwei Komplexen zusammengefaßt. Der eine befai3t sich mit der Art der Ressourcenverwendung und den Folgen für die Individualisierung, der zweite mit unserem Umgang mit den sozialen Beziehungen der Kinder. Zunächst also zu den Ressourcen.

3. Ressourcenverwendung und Individualisierung

Wir verfügen in der Heimerziehung über erhebliche Ressourcen. Wenn ein Kind mit vier Jahren ins Heim kommt und mit 18 Jahren entlassen wird, kostet dies nach den heutigen Preisen 800 000 bis 1 Million DM. In den Heimen herrschen schon längst keine elenden materiellen Lebensbedingungen mehr. Wir verfügen oft über wertvolle Immobilien, beschäftigen viele und i. d. R. gut ausgebildete Mitarbeiterinnen und treiben inzwischen auch für die Erforschung unserer Arbeit Aufwand. Dies alles ist auch gut und notwendig.

Mit diesen Ressourcen müßte es doch möglich sein, individuelle Betreuungsarrangements für jedes einzelne Kind zu schaffen. Aber so ist: es meistens nicht. Unsere Ressourcen sind in hohem Maße festgelegt. Wenn wir ein neues Kind aufnehmen, was gibt es dann individuell zu entscheiden? In welche Gruppe das Kind kommt? Wie groß ist die Auswahl tatsächlich? In den meisten ist kein Platz frei, in eine andere kann ein solches Kind vielleicht auf keinen Fall. Oft bleiben ein oder zwei zur Auswahl übrig. Mit wem wird es zusammen in einem Zimmer schlafen? Auch dabei sind die Entscheidungsalternativen doch oft sehr begrenzt. Wenn man es einigermaßen gemanagt hat, ohne daß es zu viel Ärger mit den anderen Kindern der Gruppe gekommen ist, muß man doch schon zufrieden sein.

Welche Mitarbeiterinnen werden das Kind betreuen? Kann man diese Frage in den Mittelpunkt stellen? Wenn wir etwa ein Kind aufnehmen, von dem wir aufgrund seiner Lebenserfahrungen sagen müßten, daß es auf keinen Fall in eine Gruppe kommen darf, in der die Mitarbeiterinnen offen oder verdeckt Rivalität austragen, weil es genau darunter zu Hause gelitten hat, können wir das dann immer garantieren? Können wir darauf bestehen, daß ein Kind auf keinen Fall in eine Gruppe kommen darf, in der es von anderen Kindern unter Druck gesetzt wird, weil es genau dies nicht mehr ertragen kann?

Ich vermute, wenn Sie sich selbstkritisch solche Fragen stellen, können Sie nicht pauschal sagen: ,,So etwas gibt es bei uns nicht." Vielmehr muß man oft bittere Kompromisse schließen, man kann vielleicht das Äußerste verhindern, aber ein individuelles Betreuungsarrangement liegt quer zu unseren Strukturen. Besonders deutlich wird dies bei der Aufnahme von Kindern mit besonders belastenden Lebenserfahrungen, die selbstverständlich ihre Spuren hinterlassen haben. Solche Kinder bringen uns dann schnell an die Grenzen. Dies kann man wiederum als ein Problem der Kinder wahrnehmen und sagen: Das Kind ist zu schwierig, bei uns nicht richtig, oder wir sind auf andere Kinder spezialisiert, dies braucht eine andere Einrichtung. Man kann aber auch fragen: Ist diese Unerträglichkeit nicht die Folge unserer mangelnden Flexibilität und unserer Organisationsstrukturen?

Wir haben in Hamburg einmal untersucht, welche Merkmale die Kinder haben, die lange im Kinder- und Jugendnotdienst bleiben mußten, weil keine Einrichtung sie aufnehmen wollte. Die Schwierigkeiten waren ganz unterschiedlich: aggressiv ausagierende Jugendliche, Jungen und Mädchen, die Kontakte zur Stricher- oder Prostitutionsszene hatten, drogenkonsumierende Kinder, Kinder nach Suizidversuchen u. v. m. Ihr einziges gemeinsames Merkmal war, daß sie als unerträglich galten. Für die Herstellung der Unerträglichkeit spielten zwei Gründe der Heime eine zentrale Rolle: die Erziehung in

Gruppen und die unflexible Regelanwendung.

Etwa einen 11jährigen Jungen aus der Stricherszene aufzunehmen war dann nicht möglich, weil andere Kinder der Gruppe gefährdet wurden. Dieses Argument kann ja durchaus naheliegend sein. Das Problem entsteht aber weniger durch den Jungen, als durch die Organisationsstruktur des Heimes, soweit dieses nur die Erziehung in großen Gruppen vorsieht. Nirgends sonst findet Primärsozialisation in so großen Gruppen statt, wie in der Heimerziehung, und dies erweist sich hier als ein schweres Handicap. Ich werde später Beispiele für andere Organisationsformen darstellen, in der diese Probleme nicht auftreten.

Eng mit der Erziehung in großen Gruppen hängt ein weiteres Problem zusammen, das ich hier nur kurz nennen will: das der Betreuung im Schichtdienst. Auch dies ist ein Organisationsmerkmal vieler Formen der Heimerziehung, das aus der Perspektive der Heime eine völlig selbstverständliche Konstante ihrer Arbeit ist, obwohl der Schichtdienst eine Reihe von Problemen[13] produziert, etwa Komplikationen in der Zusammenarbeit, die zu Wechselbädern unterschiedlicher Umgangsformen und Haltungen der Erzieherinnen führen, denen die Kinder ausgeliefert sind.

Wenn Heimerziehung nur als Erziehung in Gruppen möglich ist und notwendigerweise im Schichtdienst erfolgt – so das Argument - sind damit außerordentlich problematische Rahmenbedingungen festgelegt. Diese Rahmenbedingungen sind auch für Kinder problematisch, die uns nicht nach außen deutlich sichtbare Probleme bereiten. Ich halte es z. B. für generell nicht vertretbar, wenn Kinder viele Jahre in Heimgruppen aufwachsen. Diese Feststellung ist selbstverständlich nicht neu. Bereits 1974 hat *Martin Bonhoeffer*[14] schnorkellos festgestellt: „Heimerziehung als längerfristiger Sozialisationsversuch erfüllt die Grundbedürfnisse nicht" (125). Aber die Konsequenzen stehen oft noch aus.

Die schweren Nachteile dieser auf Dauer unangemessenen Lebensbedingungen führen bei Kindern, die als besonders schwierig gelten und die oft tatsächlich besonders belastende Lebenserfahrungen gemacht haben, dazu, daß ihre Betreuung unter solchen Bedingungen unmöglich wird, etwa weil sie die Schwierigkeiten so deutlich machen und nach außen tragen, daß die Probleme offensichtlich werden und die Legitimation der Einrichtung in Frage gestellt wird. Die Verführung, sie dann ausschließlich als Probleme der Kinder zu interpretieren, ist selbstverständlich groß.

Der zweite Grund, der für die Definition der Unerträglichkeit eine wichtige Rolle spielt, ist eine unflexible Regelanwendung. Um dies zu begründen, muß ich einen sehr kurzen Ausflug in die Gefilde grundsätzlicher gesellschaftlicher. Entwicklungen machen.

Für die hochindustrialisierten Gesellschaften wird eine Entwicklungstendenz beschrieben[15], die u.a. dadurch gekennzeichnet ist, daß Normen immer stärker ihre allgemeine Verbindlichkeit verlieren. Innerhalb derselben Gesellschaft entwickeln sich unterschiedliche Milieus mit unterschiedlichen Regeln und Werten. Die Individuen müssen und können nun eher entscheiden, welche Haltung sie zu einzeinen Normen einnehmen, im Zusammenleben muß und kann die Geltung von Normen in höherem Maße vereinbart werden.

---

[13] Unermüdlich - und m. E. zu Recht - kritisiert. *R Podgornik* die Folgen des Schichtdienstes, vgl etwa *R Podgornik*: Liebe und Geborgenheit im Schichtdienst?
in: Unsere Jugend 1980: 105 ff

[14] *M. Bonhoeffer*: Aus Kritik am Heim: Ersatzamilien. In: *ders*. und *P. Widemann*: Kinder in Ersarzfamilien. Stuttgart 1980 (2. Aufl.): 124 ff.

[15] vgl. etwa *U. Beck:* Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M. 1986. oder *L. Böhnisch*: Gespaltene Normalität. Weinheim, München 1994

Dies hat eine Reihe wichtiger Folgen für die Erziehung. Eine Folge ist, daß eine Vermittlung von feststehenden Normen an die nächste Generation nur noch sehr begrenzt möglich ist und sinnvoll wäre. Den Kindern - die ja bekanntlich oft sehr viel wacher ihre Umgebung betrachten als wir - würde schnell deutlich werden, daß die Normen keine allgemeine Geltung haben. Wer Kinder auf das Leben unter diesen Bedingungen vorbereiten will, muß daher in der Erziehung eher Wege der Herstellung von Gültigkeit von Normen und einen flexiblen Umgang mir Normen vermitteln. Eine solche Veränderung in den Umgangsformen zwischen Eltern und Kindern ist auch zu beobachten und etwa mit den Begriffen „Vom Befehlshaushalt zum Verhandlungshaushalt“[16] beschrieben worden. Viele empirische Daten sprechen dafür, daß es sich um eine breite und allgemeine Entwicklung handelt.

Vermutlich hat diese allgemeine gesellschaftliche Entwicklung auch die Erziehung in den Heimen beeinflußt. Auch hier – so kann man annehmen - wird heute in höherem Maße über Regeln verhandelt, werden Verbote begründet, und die Mitentscheidungsmöglichkeit der Kinder ist größer als früher. Trotzdem haben es die Heime sehr schwer, dieser Entwicklung nur einigermaßen zu folgen. Ein Grund liegt wiederum in der Erziehung in Gruppen. Im Einzelfall eine angemessene Ausnahme zu machen, stößt hier oft an enge Grenzen, etwa da die Erzieherinnen befürchten, andere Kinder könnten daraus Ansprüche ableiten. Vor dem Hintergrund eines sehr formalisierten Gerechtigkeitsverständnisses gilt oft ein Gleichbehandlungsprinzip, das im Einzelfall unangemessene Entscheidungen erzwingt, damit man die allgemeine Norm verteidigen kann und Diskussionen verhindert. Wenn man etwa dem 14jährigen Karl - entgegen der Regel - in der Woche bis 21 Uhr Ausgang gewähren würde, stellte man die Altersnorm nicht nur für die 14jährigen in Frage, sondern auch für die älteren, die einen entsprechenden Zeitzuschlag einklagen könnten. So darf Karl nicht, obwohl er morgens alleine aufstehen kann und in der Schule gut zurechtkommt.

Neben solchen prinzipiell durchaus vermeidbaren Gruppenregeln können noch weitere Einschränkungen für die Verhandlungschancen der Erzieherinnen hinzukommen. Wenn etwa allgemeine Heimregeln oder Direktiven der Heimleitung Determinanten setzen, die die einzelne Erzieherin nicht ungestraft verletzen darf, dann ist sie als Verhandlungspartner für die Kinder uninteressant: Warum soll man versuchen, sie zu überzeugen, wo sie doch selbst nichts zu sagen hat. Abgerundet wird diese Struktur schließlich, wenn die Erzieherin ihren geringen Einfluß auf die Einrichtungsregeln verbalisiert: ,,Ich würde das ja vielleicht erlauben, aber du weißt ja, unsere Heimleiterin". Die Erzieherin, die sich als kleines Rädchen im Heimgetriebe definiert, ist weder ein geeignetes Identifikationsobjekt für den Umgang mit Regeln, noch eine glaubwürdige Vertreterin der Regeln. Sie macht sie letztlich verächtlich[17].

Auch dies führt nicht zwangsläufig dazu, daß diese problematische Struktur offenkundig wird. Aber gerade Kinder mit ungewöhnlichen Lebenserfahrungen machen die Folgen deutlich. Sie, die sich oft unter merkwürdigen, problematischen, manchmal verrückten Lebensbedingungen durchschlagen mußten, haben völlig andere Regeln erlebt und ganz andere Prinzipien als wichtig erfahren. Wenn wir nun ernsthaft ihre Lebenserfahrungen berücksichtigen wollen, müßten wir in der Lage sein, ihnen zumindest einen allmählichen Übergang in unsere Welt zu ermöglichen. Da können wir nicht am Anfang die Befolgung unserer

---

[16] vgl. *P. Büchner*: Vom Befehlen und Gehorchen zum Verhandeln. Entwicklungstendenzen von Verhaltensstandards und Umgangsformen seit 1945. In: *U. Preuss-Lausitz* u. a.: Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Weinheim, Basel 1983: 196 ff:

[17] Vgl. *R Wurr*: Heimerziehung und Jugendkriminalität. Ein psychlogisches Modell. In: Recht der Jugend und des Bildungswesens 1972: 371 ff.

Regeln als selbstverständliche, unverzichtbare Bedingung setzen, sondern müssen die Regeln, ihre Interpretation und die Formen, sie durchzusetzen, gestalten, anpassen oder ab federn können, damit eine Umorientierung gelingen kann. Dies ist unter den vorher beschriebenen Bedingungen unmöglich.

Soll ein Kind mit solchen Lebenserfahrungen trotzdem aufgenommen werden oder erweist sich ein bereits aufgenommenes Kind als besonders schwierig, muß das Besondere, die individuelle Lösung oder das spezielle Arrangement geschaffen werden. Jeder Praktiker der Heimerziehung, der das versucht hat, bekommt ein Lehrstück über die Starrheit der Ressourcen geliefert und erfährt, welchen Aufwand es erfordert, die ganz besondere Einzelbetreuung zu arrangieren, und an wie vielen Stellen dieser Versuch etablierte Regeln durchbricht.

Eine Mitarbeiterin etwa, die nur für dieses Kind zuständig ist und vielleicht lavieren muß zwischen dem Kind, das erwartet, daß sie nur für es selbst da ist und dies immer wieder auf die Probe stellt, weil es gelernt hat, man darf die Menschen - und schon gar die Sozialpädagogen - nicht nach den Worten, sondern nach den Handlungen beurteilen, und den Erwartungen ihrer Kolleginnen in der Gruppe, daß ihre Bemühungen etwas nützen sollen, daß es ruhiger wird und daß nicht die anderen Kinder noch neidisch gemacht werden. Vielleicht kommen noch die Erwartungen der Heimleitung hinzu, die zumindest vom Sinn dieser - auch kostenintensiven – Regelung überzeugt sein will und einen Erfolg sehen möchte. So sind auch bei solchen für den Notfall arrangierten Einzelfallösungen unsere Grenzen schnell erreicht. Was passiert dann?

In einer spezialisierten Heimlandschaft, in der es unterschiedliche Typen von Heimen gibt, die für unterschiedliche Kinder zuständig sind, bietet sich eine Lösung an: Das Heim bestreitet die Zuständigkeit für dieses Kind. Man wird dann schon die notwendigen fachlichen Begründungen finden, warum das Kind - so die Argumentation - fehlplaziert. sei, und dieser Fehler soll nun korrigiert werden. Das professionelle Selbstverständnis, an dem man sich hier orientiert, möchte ich als medizinisches Modell der Heimerziehung bezeichnen.

Jeder Mediziner weiß, daß er nur bei richtiger Diagnose die richtige Behandlung durchführen kann, und stellt etwa der Internist bei der Diagnose eine Abweichung vom Normalzustand fest, die nur durch Operation behandelt werden kann, verweist er an einen Chirurgen. Es wäre widersinnig, behielte er den Patienten auf seiner Station, etwa weil der sich schon an die Krankenpfleger gewöhnt habe. Wir lehnen uns manchmal an ein solches Modell an und versuchen unsere Tätigkeit ähnlich zu strukturieren. Diese Übernahme eines medizinischen Modells in ein sozialpädagogisches Arbeitsfeld hat eine Reihe außerordentlich schwerwiegender Nebenwirkungen: Weder verfügen wir über vergleichbar abgesicherte Beziehungen zwischen Diagnose und Behandlung[18] und unser Modell der Normalität ist sehr viel fragwürdiger als das in der Medizin - wir befinden uns auf der Ebene sozialer Definitionsprozesse, wo sich das, was als absonderlich gilt, im Verlaufe der Zeit ändert[19] und von unterschiedlichen Gruppen der Gesellschaft unterschiedlich beurteilt wird -, und das Verweisen an den richtigen Spezialisten ist hier oft der Auftakt für einen Abschiebeprozeß, der Kinder durch viele Einrichtungen treibt und ihre Probleme gravierend verstärkt[20]. Dazu später mehr.

---

[18] Siehe etwa *Klatetzkis* Argumentation zur halbierten Professionalität: *T. Klatetzki* (hg.): Flexible Erziehungshilfen. Ein Organisationskonzept in der Diskussion. Münster 1994

[19] Vgl. *R Wurr, H. Trabandt, W. G. Lauchstaedt*: Kriterienwandel bei der Heimeinweisung. Eine Analyse von Jugendamtsakten. In: Neue Praxis 1984: 250 ff.

[20] Die Probleme und Folgen der Abschiebung hat *W. Freigang* sehr überzeugend herausgearbeitet. *W. Freigang*: Verlegen und Abschieben. Zur Erziehungspraxis im Heim. Weinheim, München 1986

Gut motiviert durch die Schwierigkeiten, die die Kinder uns bereiten, finden wir schon die fachlichen Begründungen, die unsere Nichtzuständigkeit belegen. Insbesondere psychodiagnostische oder gar psychiatrische Definitionen sind hierfür geeignet. Vielleicht mit ein paar guten Empfehlungen an die nachfolgende Einrichtung versehen, hofft man dann, daß dem Kind anderswo besser geholfen werden kann. Wenn ich solche Abläufe beobachte, habe ich sehr stark den Verdacht, daß der Wunsch, das Schwierigkeiten bereitende Kind loszuwerden, dominiert, und interpretiere die dazu gefundenen Begründungen als eine Rationalisierung des Abschiebewunsches, Rationalisierung im psychoanalytischen Sinn: Die eigentliche Absicht wird abgewehrt und vor sich und anderen versteckt: hinter einer das Gewissen beruhigenden Begründung.

Sie merken, daß ich diesen Legitimationsversuchen sehr skeptisch gegenüberstehe. Dies möchte ich begründen. Für die Kinder verschlechtern sich durch die Verlegung die Lebensverhältnisse sehr häufig. Sie geraten eben i. d. R. nicht an den nun geeigneten Spezialisten. Nicht etwa, weil die Mitarbeiterinnen in der neuen Einrichtung sich nicht bemühen würden oder unfähig seien, sondern weil wir uns nicht auf dem Gebiet: der Behandlung von Störungen befinden - wie die Mediziner - sondern weil wir zwangsläufig immer auch Lebensbedingungen mitgestalten und zwar häufig für lange Zeit im Leben der Kinder. Und da erweisen sich - wie später im Detail darzustellen sein wird - Beziehungsabbrüche als gravierende Ereignisse. Auch diejenigen, die für die Suche nach der neuen, geeigneten Einrichtung zuständig sind, erleben nicht selten die Kehrseite dieser Delegation der Zuständigkeit an andere: Es gibt für einige Kinder sehr viele Einrichtungen, die sich für nicht zuständig erklären und manchmal kaum eine, die sich für zuständig erklärt. Es gibt - um es ganz banal, aber ich fürchte durchaus zutreffend zu formulieren - Kinder, die keiner haben will. Und die, die für die Unterbringung zuständig sind, ahnen wohl auch, daß auch die Erfindung neuer Einrichtungen daran nichts Grundsätzliches ändern wird: Auch dann wird es Kinder geben, für die auch diese Einrichtungen nicht zuständig sind. Daraus hat man übrigens in Hamburg eine grundsätzliche Konsequenz gezogen, die man als Entspezialisierung bezeichnen kann[21]. Man hat - letztlich nicht sehr erfolgreich - versucht, die Spezialisierung von Heimen auf Kinder mit bestimmten Merkmalen zu verhindern, so daß die Verlegung eines Kindes mit dem Hinweis auf die Nichtzuständigkeit nicht mehr möglich war. Wer ein Kind aufgenommen hatte; war und blieb für seine Betreuung zuständig, auch wenn es schwierig wurde. Nicht generell erfolgreich war dieser Weg, weil einige Heime andere Wege fanden, die Kinder loszuwerden, etwa die unvorbereitete und unsinnige Entlassung zu den Eltern, während der dann frei werdende Platz schnell wiederbelegt wurde, so daß eine Rückkehr der Kinder, die oft kurz nach der Entlassung zum Thema wurde, nicht: mehr möglich war.

Ich habe nun den Zusammenhang zwischen der Starrheit der Ressourcen und der großen Schwierigkeit, individuelle Betreuungsarrangements herzustellen, an einigen zentralen Aspekten begründet: den Nachteilen der Erziehung in großen Gruppen und des Schichtdienstes und den Abwehrstrategien der Heime gegen schwierige Fälle. Soweit die Kritik. Sie werden vielleicht fragen, wie denn eine andere Praxis aussehen könnte.

Ich möchte dies an zwei Beispielen illustrieren. Diese Beispiele sollen und können kein Modell für eine uneingeschränkt positive Praxis sein, allein deswegen nicht, weil die Erfahrungen, Interpretationen und Spielräume nicht ungeprüft übertragen werden können. Aber die Beispiele sollen Ihnen eine konkrete Vorstellung vermitteln, in welche Richtung eine andere Praxis sich entwickeln könnte. Also zunächst zum 1. Beispiel, dem Fall eines Sinti-Jungen.

---

[21] Wiederum zusammenfassend in *K Wolf*: Veränderungen in der Heimerziehungspraxis: Die großen Linien: In: *ders.* (Hg.): Entwicklungen in der Heimerziehung. Münster 1995 (2. Aufl.: 32 ff.

Es sollte ein 11jähriger Junge aus einer Sintifamilie aufgenommen werden. Der Junge lebte bei seiner Mutter, die von ihrer Familie ausgestoßen worden war und daher sehr isoliert lebte. Die Mutter ging mit ihrem Sohn sehr rabiat um: sie drangsalierte ihn mit massiven Anforderungen, setzte ihn für ihre Zwecke ein und hatte ihn so unter Kontrolle, daß es völlig unvorstellbar war, daß er ihr in ihrem Beisein widersprochen hätte. Ab und zu verschwand die Mutter plötzlich. Dann stand der Junge völlig allein da und fiel etwa dadurch auf, daß er mit seinem Kuscheltier im Arm spät nachts die Reeperbahn entlangschlenderte. Er war dann jeweils von der Polizei aufgegriffen worden und wurde in den Kinder- und Jugendnotdienst (KJND) gebracht. Von dort aus wurde er im Verlaufe der Zeit in mehrere Heime eingewiesen. Dort verlief die Entwicklung immer nach dem gleichen Muster: Nach kurzer Zeit fühlte der Junge sich von den Erziehern und Kindern stark abgelehnt und inszenierte dramatische Aktionen, die regelmäßig in einem Desaster für ihn und die Heime endeten. Er unterschied sich in seinen Lebenserfahrungen und in seinem Lebensstil sehr von den anderen Kindern, so kam es zwangsläufig zu Diskrepanzen zwischen seinen Gewohnheiten und denen der Heimgruppen. Hierauf reagierte er sehr empfindlich und wohl sehr tief verletzt. Und diese Verletzungen versteckte er nicht, sondern trug sie deutlich nach außen. Das führte in einigen Fällen dazu, daß die Heime heilfroh waren, wenn die Mutter wieder auftauchte und ihn abholte, obwohl nicht zu übersehen war, daß der Junge sich keineswegs freute, mit seiner Mutter gehen zu müssen. Manchmal wurde er auch wieder im Kinder und Jugendnotdienst abgegeben. Nach kurzer Zeit war er so bekannt, daß schon wenige Informationen am Telefon bezüglich dieses Jungen die angefragte Einrichtung zur Ablehnung der Aufnahmeanfrage brachte. Er war eines dieser Kinder, die nicht mehr zu vermitteln waren. Auch Bemühungen in Richtung Psychiatrie waren übrigens erfolglos verlaufen. Die Dramatik wurde dadurch verstärkt, daß der Junge bei massiven Straftaten erwischt wurde und die Boulevardpresse gerne über den 12-Jährigen berichtete und dem geneigten Leser an seinem Beispiel die Folgen der Abschaffung geschlossener Unterbringung erklärte. Die Ratlosigkeit war groß. Selbst, wenn man wieder eine Einrichtung fand, die ihn aufnahm, wäre auch dort der Ablauf vorprogrammiert gewesen. Wir haben folgendes getan. Wir haben, was nicht ganz leicht war, eine Sintifamilie gesucht, die bereit war, diesen Jungen aufzunehmen. Die Frau in dieser Familie haben wir als Mitarbeiterin eingestellt. Ihre Arbeit bestand darin, diesen Jungen in ihre Familie aufzunehmen. Die herzliche, tatkräftige Frau besuchte mit ihrem Mann den Jungen einige Male im KJND. Insbesondere zwischen dem Jungen und dem Mann sprang sofort der Funke über. Wie wir von ihm später erfuhren, erinnerte ihn der Junge sehr stark an eigene Lebenserfahrungen. Er sei als Kind - so erzählte er –auch ein hoffnungsloser Fall gewesen, und wenn der damalige Jugendamtsleiter in Stockholm sich nicht so für ihn eingesetzt hätte, wäre er vor die Hunde gegangen. Diesen Part wollte er nun für unseren Jungen übernehmen. Der Junge hatte es endlich nicht mehr mit völlig anderen Lebensstilen zu tun, hatte eine attraktive männliche Identifikationsfigur gefunden - einen starken, mit allen Wassern gewaschenen Sintimann - und die Familie konnte ihm glaubhaft versichern, wenn die Mutter wieder auftauchte, würde man die Sache schon regeln, sie seien schließlich eine sehr große Familie. Wenn er wollte, könne er dableiben. Für die Einrichtung war die Sache nicht immer leicht. Die polizeilichen Führungszeugnisse ihrer neuen Mitarbeiterin waren nicht ganz so, wie man es in der evangelischen Einrichtung gewohnt war. Außerdem war eine zentrale Erfahrung der Eltern, daß man um finanzielle Mittel immer kämpfen muß und daß man sich nicht durch Auskünfte, dies oder jenes ginge auch beim besten Willen nicht, abschrecken lassen durfte. Da mußte die Einrichtung lernen, daß man nicht durch einmalige vertragliche Absprachen irgend etwas abschließend klären konnte. Belohnt wurde sie aber durch die prächtige Entwicklung des in ihrem Auftrag betreuten Kindes.

Dies Beispiel ist für manchen Aspekt ein Lehrstück, und ich verwende es auch manchmal als solches. Für unseren Zusammenhang kommt es mir insbesondere darauf an, zu konkretisieren, was mit einem individuellen Betreuungsarrangement gemeint sein kann. Es spricht vieles dafür, solche individuellen Betreuungsarrangements nicht nur im Ausnahmefall einzurichten - sozusagen für die schwierigsten Fälle - sondern sie zum Regelfall zu machen, weil sie besonders leistungsfähig sind, die individuellen Lebenserfahrungen der Kinder aufzugreifen und die möglichen Entwicklungschancen auszuschöpfen.

Eine Form dieser individuellen Betreuungsarrangements habe ich Lebensgemeinschaftsbetreuungsformen[22] genannt. Während im obigen Beispiel ein Kind in eine bestehende Familie aufgenommen wurde, werden andere Lebensgemeinschaftsbetreuungsformen für konkrete Kinder eingerichtet. Auch dies möchte ich an einem Beispiel illustrieren.

Ein siebenjähriger Junge hat miterlebt, wie seine Mutter, die als Prostituierte arbeitete, von ihrem Freund erstochen wurde. Der Junge hatte sich hinter einem Vorhang versteckt und wurde dort von der Polizei gefunden. Er sprach nicht mehr. Zuerst wurde er in ein Heim, später in die Psychiatrie eingewiesen. Dort blieb er mehrere Monate. Er begann zwar wieder zu sprechen, aber seine Sprache war so sexuell getönt und aggressiv, daß sein Verbleiben in der Kinderpsychiatrie nicht mehr möglich war. Man erklärte die stationäre Behandlung für beendet und suchte einen Heimplatz. Auch in diesem Beispiel begann eine Odyssee durch mehrere Einrichtungen mit kürzeren Psychiatrieaufenthalten. Schließlich tat man folgendes: Man suchte eine Sozialpädagogin, die bereit war, mir dem Jungen zusammenzuleben, und die aufgrund ihrer Berufserfahrung, ihrer Ausbildung und ihres Interesses hierzu auch in der Lage war. Man mietete ein Haus an, in dem sie mit ihrem Lebensgefährten und dem Jungen zusammen lebte. Später nahmen sie noch ein weiteres Kind dazu auf.

Was sind die wichtigsten Elemente einer solchen Konstruktion? Zum einen werden für bestimmte Kinder geeignete Erwachsene gesucht. Geeignet sind die Erwachsenen insbesondere dann, wenn sie mit den Schwierigkeiten, die die Kinder aufgrund ihrer belastenden Lebenserfahrungen verursachen, professionell umgehen können. Entscheidend ist, daß die beteiligten Menschen sich gegenseitig akzeptieren, was die Kinder übrigens am Anfang meistens sehr genau austesten. Eine weitere Voraussetzung ist selbstverständlich, daß eine solche Betreuung, die im Zusammenleben mir den Kindern besteht, in die persönlichen Lebenspläne der Mitarbeiterin paßt, niemand kann hierzu überredet werden. Für die Erwachsenen bedeutet dies, daß sie sich auf ganz bestimmte Kinder einlassen. Ein weiteres Element ist, daß mit dem Ende der Betreuung dieser Kinder das individuelle Betreuungsarrangement endet, d.h. es wird dann nicht zwangsläufig ein freigewordener Plan wiederbesetzt. Dies ist sonst ja ein gravierendes Handicap familienanaloger Heimerziehung, wie *Niederberger, Bühler-Niederberger*[23] überzeugend herausgearbeitet haben. Die Kinder verlassen die Lebensgemeinschaftsbetreuung i. d. R. wenn sie volljährig geworden sind oder wenn sie als Jugendliche zum Beispiel in eine Jugendwohngemeinschaft umziehen wollen. Die Mitarbeiterinnen entscheiden dann, ob sie noch einmal neu mit neuen Kindern beginnen wollen oder ob sie in ein anderes sozialpädagogisches Arbeitsfeld überwechseln wollen. Insofern ist ein natürliches Ende des Betreuungsarrangements vorgesehen, und die Konstruktion einer Betreuungsform ohne Ende verhindert, in der das Ausscheiden der Mitarbeiterin nicht vorgesehen und deswegen ständiges Thema ist.

Aufgabe der Einrichtung ist es, die Lebensgemeinschaften zu begleiten, sich um ihre Mitarbeiterinnen zu kümmern, sie zu

[22] Vgl. *K. Wolf*: Professionelle Familienerziehung. In: Jugendhilfe 1995: 76 ff.

[23] a.a.O.

beraten, sie ggf. zu schützen und die Interessen der Kinder und Mitarbeiterinnen, die ja nicht zwangsläufig deckungsgleich sind, im Auge zu behalten. Mit harten Interventionen und einem stark hierarchischen Verhältnis zwischen Mitarbeitern und Einrichtungsleitung ist eine solche Begleitung selbstverständlich nicht möglich. Die Auswahl guter – übrigens auch gut ausgebildeter – Mitarbeiterinnen und die Achtung vor ihrer Kompetenz bedingen sich hier gegenseitig. Auch dies ist ein wichtiger Unterschied zu den Strukturen einer problematischen Heimerziehung. Dort sind die Mitarbeiterinnen, die die alltägliche und unmittelbare Betreuung der Kinder durchführen, oft die am schlechtesten ausgebildeten und am wenigsten anerkannten. Insbesondere auch in Heimen mit einem therapeutischen Spezialdienst geraten die Pädagoginnen manchmal in vergleichbare Rollen wie Krankenschwestern im Krankenhaus: Sie sind für die Grundversorgung zuständig, dafür unverzichtbar, aber das Eigentliche machen doch andere. Hier ist es anders. Im individuellen Arrangement von Lebens- und Lernbedingungen spielen diese Mitarbeiterinnen eine zentrale Rolle. Wir können seit vielen Jahren auf die Erfahrungen mit solchen Lebensgemeinschaften zurückblicken, und ich finde diese Erfahrungen sehr ermutigend und insbesondere für jüngere Kinder mit langer Betreuungsperspektive eine sehr ernstzunehmende Alternative zum Aufwachsen in großen Schichtdienstgruppen.

Soweit zu den Folgen starrer Verwendung der Ressourcen.

4. Kontinuität und Entwicklung von Beziehungen

Nun habe ich noch einige - aus meiner Sicht - wichtige Aspekte unter dem Thema Kontinuität von Beziehungen versus systematische Beziehungsabbrüche zusammengefaßt. Die Heimeinweisung ist häufig mit der Unterbrechung der Beziehungen zu den Menschen verbunden, zu denen die Kinder sehr wichtige Beziehungen entwickelt haben. Die Trennung von den Eltern wird von den Kindern oft als ein harter Verlust erlebt, wie wir wissen auch in mancher Hinsicht gerade wenn sie den Kindern feindselig gegenüberstanden. Auch die Trennung von den Geschwistern kann ein sehr schmerzhaft empfundener Verlust sein.

Im Folgenden werde ich mich zunächst auf meine Forschungen in der Heimerziehung Ostdeutschlands beziehen. Die Kinder haben einen großen Teil ihrer Erfahrungen in der DDR-Heimerziehung gemacht. Ich bin davon überzeugt, daß diese Aspekte bei uns in Ostdeutschland besonders deutlich und vielleicht auch kraß zu Tage treten, aber auch andernorts ernste Probleme darstellen.

Fast alle Kinder, mit denen ich Tiefeninterviews geführt habe, haben ihre Heimeinweisung als eine harte, damals unverständliche und oft bis heute unvermittelte Intervention von außen erlebt und zwar obwohl die meisten gesagt haben, daß sie sich in ihren jetzigen Heimgruppen wohl fühlen. Ich möchte Ihnen das an einem Beispiel illustrieren. Eine 18jährige junge Frau[24] beschreibt ihre Heimeinweisung im Alter von 8 Jahren so:

„Also das war so. Ich bin früh, hab früh meine kleine Schwester zum Kindergarten gebracht. Meine große Schwester hat meinen Bruder rausgeholt aus'm Bett ... und ich bin dann nachher zur Hilfsschule gegangen. Meine anderen beiden Geschwister zur normalen Schule. Und eines Tages ging ich dann inne Schule, saßen wir auch schon im Unterricht und damals war meine Direktorin Frau Koch aus der Hilfsschule und kam se in die Klasse rein und hat gesagt ‚Sabrina, komm mal mit, das Jugendamt ist da'. Ich erstmal'n Schreck bekommen, wußte schon irgendwie wieder Bescheid, was los war. Hat mir das Jugendamt erzählt, daß sie meine Mutter angeblich zwischen zwei besoffenen Männern umhergetorkelt gesehen haben. Und das warn Schock und da hieß es dann ‚Sabrina, du mußt weg von Greifswald, weg von deine Mutter, weg von deinen

[24] Alle Namen und Ortsangaben sind selbstverständlich verändert.

Geschwistern'. Aber da ich meine Geschwister noch mochte, haben sie mir erstmal noch'n Gefallen getan, daß ich erstmal bei meiner Schwester bleiben durfte. Und denn haben sie nachher rausgekriegt, daß ich Hilfsschüler war. Und das war so'n Heim, wo keine Hilfsschüler reindurften, wo hat nur Normalschüler reindurften. Und da haben sie mich nach Rostock gebracht. Und das (gemeint ist die Trennung, nicht das Heim) war das Schlimmste, was ich je erlebt habe. Das tut jetzt sogar noch weh."

Ohne Vorbereitung, ohne sich verabschieden zu können, ohne die wichtigen Dinge mitnehmen zu können und schließlich sogar von den Geschwistern getrennt, weil die Heime nach Schultypen organisiert waren, so erinnert sie den Beginn ihres gut l0jährigen Heimaufenthaltes. Das ist übrigens das zentrale Muster, mit dem sie ihr Leben strukturiert: aus Beziehungen herausgerissen werden, sich wieder einleben und neue Beziehungen entwickeln und wieder herausgerissen zu werden, ohne daß sie selbst darauf Einfluß hat. Die psychoanalytischen Autorinnen Marianne Leuzinger-Bohleber und Ariane Garlichs[25] haben in einem sehr lesenswerten Bericht über ein Forschungsprojekt zu Früherziehung in Ost und West diesen Umgang mit Beziehungen als Versuch gekennzeichnet, ,,saubere Lösungen" zu schaffen. Ich möchte diese sauberen Lösungen so kennzeichnen: All das, was bisher war und als schlecht galt, sollte in einem harten und klaren Schnitt abgetrennt werden, ein neues, besseres, ordentliches Leben soll beginnen, und nichts aus der mißlungenen Vergangenheit soll in dieses neue Leben hineinragen. Wir wissen natürlich, daß dies nicht gelingen kann. Das, was verdrängt wird oder ungeschehen gemacht werden soll, ist eben nicht wirkungslos.

Die Kinder und Jugendlichen, mit denen ich gesprochen habe, haben diese Form, mit ihrer Vergangenheit umzugehen, übrigens oft für sich übernommen, und sie bezahlen hierfür einen hohen Preis an Selbstverachtung und Zukunftsangst.

Auch wenn solche harten sauberen Lösungen, die nichts richtig lösen und Verletzungen und Kränkungen immer wieder aktualisieren, vielleicht andernorts etwas seltener sind, vermute ich doch, daß der Abbruch von Beziehungen, die Versuche, ein neues Leben anzufangen, indem man das alte verleugnet, überall eine Rolle spielen können. Auch wenn der Umgang mit den Beziehungen zu Eltern und Geschwistern sensibler ist, verhindert oder erschwert allein eine entfernte Heimunterbringung eine Weiterentwicklung der früheren Beziehungen. Und wenn es um die Kontakte von Jugendlichen zu ihren - in unseren Augen problematischen - gleichaltrigen Freunden geht, dann richten sich unsere Aktivitäten sehr schnell auf einen Abbruch dieser Beziehungen, die unsere Vorhaben durchkreuzen könnten. Ich bin jedenfalls sehr vorsichtig, das bisherige Leben der Kinder nur als ein mißlungenes, belastetes oder gescheitertes anzusehen. Wenn man ihre Lebenserfahrungen ernst nimmt, wird man wohl auch - neben dem Leiden - viele Aspekte entdecken, die die Kinder als wichtig und schützenswert interpretieren. Wenn man das nicht respektiert, werden wohl auch ihre Bemühungen gestört, die Normalität ihres bisherigen Lebens und damit ihre Identität als Normale zu verteidigen.

Daß die Verlegung von einem Heim in ein anderes oder in die Psychiatrie die Chancen für kontinuierliche Beziehungen restlos zerstören kann, liegt auf der Hand. Daß Kinder dann, wenn sie einige Male wichtige Beziehungen eingegangen sind, die sie jeweils wieder verloren haben, oder wenn die Beziehungen die Belastungsproben nicht ausgehalten haben, denen die Kinder sie notwendigerweise aussetzen mußten, um Sicherheit zu bekommen, daß Kinder also dann keine neuen Beziehungen mehr eingehen wollen und können, kann nicht verwundern. Gerade die bei schwierigen Kindern diagnostizierte Beziehungsunfähigkeit erscheint so als das

---

[25] *M. Leuzinger-Bohleber, A. Garlich*: Früherziehung West-Ost. Zukunftserwartungen, Autonomieentwicklung und Beziehungsfähigkeit von Kindern und Jugendlichen. Weinheim, München 1993

Produkt der ggf. von uns zu verantwortenden Lebensbedingungen.

Zum Abschluß möchte ich zwei Konsequenzen wiederum an Beispielen darstellen, von denen das eine wohl konsensfähig sein dürfte, während das andere vielleicht auch auf Widerspruch stoßen wird.

Das erste Beispiel bezieht sich auf die regionale Unterbringung. Da durch eine Unterbringung der Kinder in weit entfernte Heime alle sozialen Beziehungen unterbrochen werden, alle wichtigen Orte und alle damit zusammenhängenden Kompetenzen unzugänglich werden, und da die Kinder häufig zwischen zwei Lebensorten - dem Ort der Eltern und dem des Heimes - hin- und her- gerissen sind, bemühte man sich in Hamburg intensiv um eine regionale Unterbringung. Die Kinder wurden daher in der Regel in so enger räumlicher Nähe zu ihrem bisherigen Lebensmittelpunkt untergebracht, daß die sozialen Beziehungen alltäglich weiter bestehen konnten, das bedeutet, daß sie nicht nur in Hamburg, sondern in dem Stadtteil bleiben sollten, in dem sie vorher gelebt haben. Das Angebot an Heimplätzen sollte innerhalb einiger Jahre diesem regionalen Bedarf angeglichen werden. Die Erfahrungen mit dieser regionalen Unterbringungspraxis sind außerordentlich positiv, und die prognostizierten Probleme spielen tatsächlich fast keine Rolle. Es gibt sehr viel mehr - auch zufällige – Kontakte zwischen Kindern und Eltern. Dies ermöglicht beiden Seiten realistische Eindrücke voneinander. Die Kinder entwickeln nicht so leicht idealisierende Vorstellungen von ihren Eltern und können etwa ihre zu Hause lebenden Geschwister relativ einfach sehen. Die Eltern erleben, wie ihre Kinder sich entwickeln. Gelegentlich entwickeln sich sehr positive Beziehungen zwischen Mitarbeitern und Eltern, da komplizierte Planungen und Absprachen nicht nötig sind.

Die Jugendlichen setzen i.d. R. zunächst die Kontakte zu ihren - von den Erwachsenen oft als problematisch bewerteten - Freunden fort. Dies hatte bei den prognostizierten Schwierigkeiten eine große Rolle gespielt. Die Beziehung zu den Freunden ändert sich aber im Verlaufe der Zeit, wenn die Jugendlichen allmählich stabilere Lebensverhältnisse in den Wohngemeinschaften kennenlernen. Sie lernen dann manchmal, sich von ihnen abzugrenzen und ihre Interessen durchzusetzen, So wird nicht zunächst die Stabilität durch die Beziehungsabbrüche zerstört, um sie dann wieder aufzubauen, sondern die Jugendlichen können eher das lernen, was sie später können müssen.

An einem zweiten Beispiel möchte ich illustrieren, wie es aussehen kann, wenn die Heimerziehung auf eine ihrer zentralen Bedingungen verzichtet, nämlich, daß die Kinder sich auf das Leben im Heim einlassen müssen. Man müsse die Kinder erst einmal haben, bevor man sie erziehen könne, dies ist ja ein häufiges Argument, mir dem auch harte Zwangsmaßnahmen - wie die erzwungene Erziehung in einem geschlossenen Heim - gerechtfertigt werden[26] und das zunächst plausibel erscheint. In unserer Perspektive wird die Frage anders gestellt, nämlich: Was müssen wir tun, damit wir diese Kinder erreichen können? Ich möchte dies am Beispiel der Betreuung von Kindern darstellen, die sich in der Prostitutions- oder Stricherszene aufhalten. In allen großen Städten, in denen es eine solche Szene gibt, spielen in ihr auch Kinder und Jugendliche eine Rolle. Die etablierte Reaktion ist, daß die Kinder - Jugendliche sind jeweils ebenso gemeint - von der Polizei aufgegriffen und in weit entfernte, manchmal weit von der sündigen Großstadt entfernte Heime gebracht werden. In solchen Heimen werden Kinder mit ähnlichen Lebenserfahrungen zusammengefaßt, sie sind oft gegen ihren Willen dort und die Aufmerksamkeit der Einrichtung gilt ihrem - im Notfall - erzwungenen Verbleib. Wenn sie dort weglaufen, ist ihr erstes Ziel oft die Szene, in der sie untertauchen können, ggf. werden sie wieder aufgegriffen und der Kreislauf beginnt

---

[26] vgl. K. Wolf: Keine geschlossene Unterbringung in der Hamburger Heimerziehung: Praxis und Konsequenzen. In: ders. (Hg): Entwicklungen in der Heimerziehung. Münster 1995 (2. Aufl.): 65ff.

von vorne, bis die Jugendlichen - aus ihrer Sicht - das rettende Ufer des 18. Geburtstages erreicht haben und damit die Erziehung abgeschüttelt haben.
Die Mißerfolge dieser - zugegeben etwas grob skizzierten - Form der Erziehung war unübersehbar. Man hat sich daher um einen anderen Weg bemüht. Eine gut ausgebildete und gut vorbereitete Mitarbeiterin bemüht sich, zu einem bestimmten Kind, von dem man oft nur ein älteres Foto und wenige Informationen über mögliche Aufenthaltsorte hat, einen Kontakt herzustellen. Dies gelingt meistens relativ schnell. Die Kinder weigern sich fast immer, ihre jeweilige Szene zu verlassen. Dies wird - auch wenn es manchmal sehr schwer fällt - akzeptiert. Die Betreuer konzentrieren sich darauf, Probleme, Belastungen oder Leiden der Kinder zu identifizieren, bei denen sie ihnen ganz konkrete Hilfe anbieten können. Essen zu besorgen, warme Schuhe zu kaufen, den Zugang zur medizinischen Versorgung wiederherzustellen, sind solche ersten Ziele. Die Kinder sind dabei oft lange mißtrauisch. Sie haben vorher die Erfahrung gemacht, daß manche Erwachsenen - und ufzubringen, ist übrigens nicht eine Angelegenheit nur der Mitarbeiterinnen in der unmittelbaren Betreuung, sondern sie erfordert eine Kommunikationskultur in der Einrichtung, die eine solche Betreuung - in Hamburg hat sich hierfür der Begriff „Flexible Betreuung“ durchgesetzt[27] - zuläßt, fördert und ggf. auch schützt. Natürlich gehört zu solch einer Art der Betreuung auch sehr viel nervenaufreibende Alltagsarbeit, von der ich jetzt aus Zeitgründen nicht sprechen will.

5. Zusammenfassung

Es gibt eine Reihe von Argumenten, die belegen, daß wir in der Jugendhilfe Organisationsstrukturen, Erklärungsmodelle, Einstellungen und Haltungen haben, die dazu beitragen können, daß uns Kinder als unerträglich erscheinen. Ich habe insbesondere von der Reduzierung des Umgangs mit den Kindern auf deren Veränderung, fehlende Privatheit, starre Ressourcenverwendung, die Erziehung in großen Gruppen, unflexible Regelanwendung, Spezialisierung der Heime und Abschiebeprozesse, systematische Beziehungsabbrüche und saubere Lösungen und die Diskriminierung des bisherigen Lebens der Kinder als ausschließlich gescheitertes gesprochen. Andererseits habe ich auf Gesichtspunkte hingewiesen, die - meiner Ansicht nach - konstruktive Handlungsmöglichkeiten eröffnen. Die Ausrichtung der Heimerziehung auf günstige Lebens- und damit Lernbedingungen, die Berücksichtigung der Lebenserfahrungen der Kinder und die Erarbeitung eines Zugangs durch die Rekonstruktion der Lebenserfahrungen, die Herstellung individueller Betreuungsarrangements, die Ausschöpfung der Unterstützung der Herkunftsfamilien, um eine Trennung zu vermeiden, die Präferenz regionaler Heimunterbringung und die Prinzipien von Treue und Verzicht auf Bedingungen sind solche Merkmale einer Jugendhilfe, die die Ausgrenzung von Kindern nicht verschärft und zu einem veränderten Umgang mit allen insbesondere Sozialarbeiter - am Anfang sehr freundlich sind und sie schließlich doch zu etwas zwingen wollen oder - wie sie sagen - sie erpressen. Diese negativen Erfahrungen müssen jetzt abgearbeitet werden. Wichtige Prinzipien dabei sind die Treue und der Verzicht auf Bedingungen. Treue kann bedeuten, daß die Sozialpädagogin weiterhin kommt, obwohl das Kind sie immer mal wieder versetzt, daß sie auch den vierten Versuch des Drogenentzugs begleitet, nachdem die ersten drei gescheitert sind, daß sie auch den zweiten, ‚endgültigen" Ausstieg aus der Szene aufwendig unterstützt, obwohl sie weiß, daß das Kind mit hoher Wahrscheinlichkeit zurückkehren wird. Sie darf auch keine schnellen Erfolge erwarten und muß ihre gelegentlichen Zweifel am Sinn ihrer Arbeit bewältigen und darf die kleinen, aber erreichbaren Ziele nicht zugunsten der großen unerreichbaren Würfe verraten. Mein Eindruck ist, daß diese Treue eines Erwachsenen für die Kinder eine so wichtige und seltene Erfahrung ist, daß sie ganz neue Chancen eröffnen kann. Die Treue a

---

[27] vgl. *T. Klatetzki, H. Winter*: Flexible Betreuung - zwischen Streetwork und Heimerziehung. In: Neue Praxis 1990: 1 ff.

Kindern, die uns anvertraut sind, beitragen können.

Dieses Ergebnis kann zweifache Konsequenzen haben: Vielleicht eine Desillusionierung über unsere bisherige Arbeit, andererseits die Chance, neue Handlungsmöglichkeiten aufzutun, indem wir die Probleme bei uns bearbeiten.

Sind damit alle wichtigen Faktoren benannt? Sicher nicht, mein Anspruch war nicht - Sie erinnern sich - letzte Wahrheiten oder allumfassende Erklärungen zu präsentieren. Gemessen an der Vielschichtigkeit des richtigen Lebens ist jede Analyse - wie die Kollegen der Systemtheorie sagen - unterkomplex. Aber vielleicht nützt diese Perspektive, unvermiedene, aber vermeidbare Leiden zu reduzieren oder so gar zu verhindern. Das ist jedenfalls ein lohnendes Ziel, an dem wir arbeiten sollten.

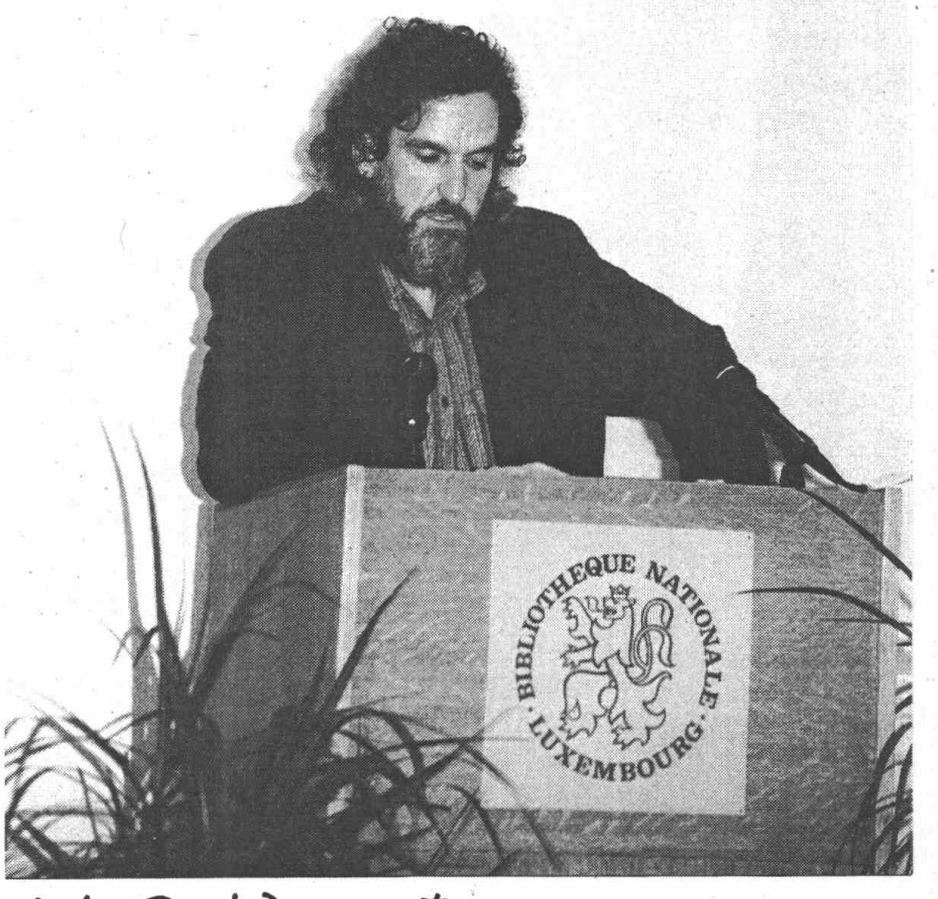


Photo: Paul Demaret

SOMMAIRE

4 **DOSSIER :**
• **De la maltraitance à la « bien-traitance » des jeunes en institutions**
7 • La violence des jeunes à l'égard des personnels
8 • Pédophilie et professions éducatives
9 **TÉLÉVISION**
10 **SOCIÉTÉ**
• Une association pour trouver un toit
11 **REGARD**
de Patrick Mignard
12 **REBONDS**
14 **CHRONIQUES**
15 **ANNONCES**
19 **LIRE**
20 **SOCIAL ACTUALITÉS**
22 **FAITS DE SOCIÉTÉ**
• Le suicide, sujet de moins en moins tabou

Photo de couverture : DR

édito

Il faut payer la note !

La maltraitance dans nos services et établissements revêt des formes multiples. Il est évident que la forme la plus manifeste est la violence physique à travers, notamment, les punitions corporelles. Celles-ci ont bénéficié d'une reconnaissance éducative et d'un label thérapeutique pendant longtemps, puis d'une neutralité bienveillante voire d'une complicité coupable qui se perpétuent çà et là encore aujourd'hui. Néanmoins, des progrès considérables ont été réalisés et les violences de personnels à l'égard des enfants — et des usagers en général — tendent à disparaître.

D'autres formes de maltraitance dans les institutions — l'indifférence, l'hospitalisme, la cruauté mentale, l'absence de disponibilité, l'inexistence d'empathie, l'incompétence etc. —, susceptibles de provoquer des préjudices considérables, reculent également sous les effets bénéfiques de la qualification généralisée des professionnels et de l'apport de bénévoles de plus en plus pointus.

Reste une forme de violence que les médias ont propulsée en l'espace de quelque temps au tout premier plan de l'actualité : l'agression sexuelle, et particulièrement celle qui se manifeste à travers la pédophilie. Là, le sentiment que nous nous améliorons est beaucoup moins évident.

On a fait de très gros progrès dans la première et dans la seconde forme de violence, surtout par l'exemple donné. Dans la troisième, du fait de la clandestinité de sa pratique, et depuis la mise en accusation de personnages a priori au-dessus de tout soupçon, l'exemplarité ne peut guère jouer, pour le moment en tout cas. Nous voici, en effet, tous pédophiles potentiels, la suspicion n'épargnant personne.

Certes, ce n'est pas une situation très enviable. Mais, sans l'énorme campagne médiatique organisée autour de ce fléau, aurions-nous pu envisager de sortir les victimes — enfants pour la plupart — de leur enfer ? Cette suspicion généralisée — dramatique au demeurant — est probablement le prix à payer après des années de laxisme. La note est salée : défiances et précautions débouchent sur une véritable psychose (voir page 8). Comme toute facture élevée, il faut avoir recours au paiement à tempérament. Ça va donc prendre du temps. Faut-il désespérer pour autant ? Certainement pas. Sauf si l'on se résigne... à tomber de Charybde en Scylla.

André Jonis

N° 431 du 26 février 1998

LIEN SOCIAL - 46 rue Paul Bert - BP 4183 - 31031 Toulouse cedex 4. Tél. : 05 61 80 28 66 - Fax : 05 61 34 29 83 - E. Mail : lien.social@wanadoo.fr
Directeur de la publication et de la rédaction : André Jonis - **Rédacteur en chef :** Jean-Luc Martinet - **Reportages et dossiers :** Guy Benloulou, Françoise Duras, Philippe Gaberan, Joël Plantet, Léo Grenel, Mireille Roques, Jacques Tremintin - **Chroniques :** Lucien Bargane, J.Marie Servin - **Conception artistique et maquette :** M-Pierre Mouisset - **Assistant :** Didier Dubus - **Administration :** Patricia Fernandez - Chantal Barcelo - **Publicité :** Annick Estève - **Dessins :** Jiho, Lefred Thouron - **Principaux associés :** André Jonis, Jean-Luc Martinet. **Fabrication :** Imprimerie 34 - Toulouse - **LIEN SOCIAL** - Hebdomadaire - SARL au capital de 50 000 F. **Gérant :** André Jonis - **Abonnement :** 495 F/an pour 45 n°s - **Commission paritaire :** 70632 - ISSN 0994 - 1819 - N° SIRET 347 557 688 00012 - code APE 221 E - Dépôt légal à parution

En 50 ans les choses ont changé, mais pas assez ! DOSSIER

DE LA MALTRAITANCE À LA « BIEN-TRAITANCE » DES JEUNES EN INSTITUTIONS

Les établissements disposent à l'égard des enfants qu'ils reçoivent d'un large éventail d'attitudes violentes — physiques, verbales ou indifférence, indisponibilité etc. — et, fort heureusement aussi, d'un immense choix de comportements éducatifs — respect, responsabilisation ou empathie, affection etc. Le chemin qui passe de l'un à l'autre n'est pas facile. Mais il faut le faire

Le précurseur de la dénonciation des maltraitances institutionnelles est sans conteste René Spitz, ce psychologue qui conçut en 1945 le concept d'hospitalisme. Les composantes de ce syndrome font état des séparations précoces entre la mère et son enfant qui, rajoutées à des conditions d'accueil inappropriées, aboutissent à une grave crise dépressive chez le petit d'homme. La carence observée alors est consécutive à toute une série d'actes et de comportements de la part des intervenants. Cela va de la multiplication des ruptures au bébé soigné comme un objet désincarné, en passant par son changement de lit, de chambre ou de service au gré des seuls besoins du service, sans oublier les manipulations par une multitude de personnels différents qui se succèdent. Plus de 50 ans ont passé. Une authentique prise de conscience s'est produite. Myriam David, qui s'est battue tout au long de sa carrière pour faire advenir cette évolution, observe que c'est tout d'abord en matière de placement que l'évolution a été la plus manifeste. La politique d'aide financière aux familles, les prise-en-charge en milieu ouvert, les consultations médicales en externe, les hôpitaux de jour ont permis d'éviter la plupart des séparations de court et moyen terme. Seuls ont subsisté les placements dans les cas les plus lourds. Simultanément, les conditions d'accueil se sont notablement améliorées. Ce qui est favorisé c'est bien la phase de préparation, le maintien des liens avec la famille naturelle, la limitation des changements intempestifs qui font l'objet d'un aménagement dans le temps quand ils s'avèrent indispensables, enfin la permanence des soignants et des référents.

L'ENFER AU QUOTIDIEN

Si l'on veut mesurer les progrès réalisés, il n'y a pas beaucoup de kilomètres à parcourir pour constater les effets des vieilles méthodes encore en vigueur dans certaines contrées. Françoise Weil-Halpern a décrit l'horreur des orphelinats roumains. Jusqu'à la chute de Ceaucescu en 1989, des milliers de bébés furent entassés, année après année, dans de véritables mouroirs appelés " *leagans* ". Salles communes pourvues de batteries de berceaux recevant par centaines des nourrissons livrés à eux-mêmes, sans grands soins ni aucune stimulation, c'est un peu comme si un expérimentateur démoniaque avait voulu tester grandeur nature les thèses de Spitz. L'action humanitaire intervenue à partir de 1990 a permis un début de réorientation radicalement différent. Puis, coup d'arrêt en 1993 avec une régression vers les anciennes méthodes. Il a fallu attendre les élections de 1997 pour qu'un nouvel espoir naisse avec la volonté politique ouvertement proclamée par le nouveau ministre en charge du dossier de tarir le flot d'entrées des *leagans*. La résistance au changement est toutefois à chercher du côté des 650 institutions réparties à travers tout le pays et qui emploient 80.000 personnes dans une contrée ravagée par le chômage.

DU SYSTÈME SANITAIRE QUI S'INTERROGE ...

Les mauvaises langues pourraient imaginer que l'évocation d'exemples se passant à l'étranger est un bon alibi pour ne pas balayer devant notre porte. Qu'elles se détrompent ! Malgré les avancées notables enregistrées

dans notre pays, il reste encore beaucoup de progrès à faire. Et ce sont d'éminents représentants du corps médical qui l'affirment. Ainsi Annie Gauvain-Picquart (cf critique de son ouvrage dans *Lien Social* n° 349) de rappeler comment moins de 10 % des enfants soumis à des soins bénéficient d'un traitement contre la douleur. Imaginez qu'à notre époque la pratique de l'encéphalogramme par insertion des électrodes directement dans le cuir chevelu du nourrisson n'a pas encore disparu ! La douleur est en fait banalisée et ne fait l'objet d'aucune mobilisation des soignants qui, au contraire, conseillent la résignation. L'exemple donné par Michèle Vial, pédiatre de la maternité néonatale de Clamart et responsable de l'expérience dite de l'unité « kangourou », montre toutefois que la mobilisation reste possible. L'équipe professionnelle y a constitué un groupe de travail chargé de réfléchir au confort apporté au nouveau-né. Le résultat est éclairant. A son corps défendant la pratique quotidienne prête le flanc à des agressions physiques rendues insupportables par la prise de conscience de leur réalité. Il y a d'abord les gestes douloureux qu'on ne cherche ni à atténuer ni à expliquer. Il y a aussi ces examens complémentaires souvent pénibles qui ne sont là le plus souvent que pour répondre à l'angoisse du praticien ou à combler l'inexpérience du jeune étudiant en médecine. Il y a encore ces soins de puériculture qui, pour être souvent respectueux du bébé considéré comme une personne à part entière, n'en sont pas moins parfois l'occasion de négligence face à un poupon tourné et retourné comme un vulgaire paquet. A ces agressions dites actives, se rajoutent celles plus passives tels le non-respect du rythme de l'enfant (réveillé à n'importe quel moment), l'environnement qui lui est imposé (lumière brutale, bruit au moment de son sommeil, visites intempestives qui troublent son repos) ou encore les situations de souffrance non prises en compte (comme le simple fait de placer le nourrisson sur un matelas d'eau pour le soulager s'il a un hématome).

De telles pratiques se retrouvent dans le contexte de dysfonctionnements institutionnels endémiques.

... À UN SYSTÈME SOCIO-ÉDUCATIF À LA TRAÎNE.

Cet examen de conscience est tout à fait exemplaire. On ne peut que prendre exemple sur ces professionnels de santé qui font preuve d'une revigorante remise en question. Et nous, dans le secteur socio-éducatif ? On ne peut pas dire que nous ayons brillé ces dernières années par le retour sur nos pratiques. Il ne s'agit ni de nous flageller à la manière chrétienne, ni de donner dans une quelconque auto-critique d'inspiration totalitaire, mais plutôt de procéder à notre propre état des lieux. Deux chercheurs nous proposent dès à présent leur éclairage.

Paul Durning, connu pour ses nombreuses incursions passées dans le secteur de l'éducation spécialisée, présente une modélisation de la violence institutionnelle qui mérite qu'on s'y attarde. Il situe la maltraitance subie par les usagers à trois niveaux.

Le premier stade concerne la souffrance psychique inhérente à tout placement du fait même de l'éloignement du milieu naturel. Face aux difficultés d'adaptation, l'institution se comporte le plus souvent en personnalisant l'accueil, en favorisant le maintien des liens avec la famille et en réinterrogeant éventuellement la pertinence du placement. ■■■

■■■ Le second stade correspond aux carences et violences chroniques. Cela se manifeste sous la forme de délaissement, de négligence, du non-respect de l'intimité, de punitions corporelles ou humiliantes. De telles pratiques se retrouvent dans le contexte de dysfonctionnements institutionnels endémiques. Les facteurs aggravant peuvent être la routinisation des actes, la mobilisation des adultes sur leurs propres problèmes les rendant peu disponibles à ceux des personnes prises en charge, la globalisation de l'action socio-éducative. Les réponses pour sortir de cette situation font une large place à la réappropriation collective du projet, au suivi individualisé des usagers, à la supervision des intervenants et à la régularisation des tensions de groupe.

Le dernier stade s'adresse aux situations critiques intégrant les sévices, abus sexuels, actes de cruauté mentale. L'émergence de cette ultime violence est rendue possible par trois conditions au moins : l'impuissance (absence de modèles théoriques et praxéologiques), la peur (pulsions de persécution à l'égard des parents, d'une partie des usagers, de l'institution ou encore des autorités de tutelle) et l'enfermement de l'établissement sur lui-même aboutissant à rendre les processus internes exorbitants. Dès lors, on se situe dans une crise institutionnelle proche de l'implosion. Seule réponse possible : une mise à plat complète des représentations de chacun quant à l'action engagée, du vécu des relations d'autorité et des différenciations (entre différents statuts, fonctions, métiers etc.)

Pour Martine Gabel une maltraitance indirecte est provoquée par l'ensemble du système de protection de l'enfance. La famille — pense-t-elle — confrontée à 15 ou 17 professionnels intervenant simultanément ou successivement en tant que spécialistes du corps, de l'âme ou de l'ordre social voit se perpétuer ses propres dysfonctionnements au travers du morcellement et de la parcellisation de la prise en charge dont elle est l'objet. La crise intra-familiale se transforme en crise entre la famille et les institutions pour terminer en crise entre institutions ! Car le problème est bien dans cette rivalité des savoirs et des pouvoirs d'institutions s'engageant dans des actions différentes quand elles ne sont pas contradictoires. Chacun prétend avoir raison et n'a de cesse que de mettre en scène son propre dispositif en fonction de l'éclairage à partir duquel il voit la situation. Voulant privilégier son point de vue, chacun de son côté reste persuadé d'être le mieux placé pour savoir quoi faire, ou accuse l'autre de ne pas bien faire. Intervient alors une compétition à coup de préséance ou de prérogatives. Rendre l'enfant acteur de son histoire, c'est lui garantir son intégrité physique et psychique. Mais c'est aussi tenter de lui apporter la continuité, la permanence, la stabilité et la cohérence dans la réponse sociale, éducative, judiciaire et thérapeutique que le monde adulte va lui donner. Marceline Gabel emploie à cet égard une très belle image : plutôt que la patate chaude que chacun essaie de se passer, il faudrait que l'articulation se fasse selon le procédé du fondu-enchaîné. Mais le réel partenariat implique que l'on sorte de la paranoïa endémique qui nous fait accuser ou soupçonner l'autre. Le chemin qui nous sépare d'une authentique « bientraitance » institutionnelle est semé d'embûches. Mais nous y sommes engagés hardiment : en avant, donc !

Jacques Tremintin

(1) Séminaire organisé par le Centre International de l'Enfance et de la Famille (voir encadré) et consacré à la maltraitance qu'exerce la société au travers des services et établissements où elle est justement chargée de veiller et de pourvoir au mieux-être de ses membres.

CIDEF - Château Longchamp - carrefour Longchamp - 75016 Paris - Tél. 01 44 30 20 00

Venant logiquement après les colloques intitulés « maltraitance : maintien du lien ? », « maltraitance : répétition, évaluation » et « maltraitance psychologique », le Département de psychopathologie clinique de l'UFR de Bobigny avait prévu la tenue d'une nouvelle journée le 28 février 1997 consacrée aux « maltraitances institutionnelles ». D'obscures raisons ont provoqué l'annulation de cette conférence. C'est le Centre International de l'Enfance et de la Famille (CIEF) qui décida de reprendre le flambeau. Cette journée volontairement peu médiatisée, devait servir de banc d'essai et de lieu d'élaboration et de recommandation à la publication d'un ouvrage aux éditions Fleurus, à l'organisation d'un colloque de plus grande envergure et à la mise au point de modules de formation tant initiaux que continus qui seront proposés aux professionnels concernés.

Le CIEF est né en janvier 1997 de la fusion — décidée par Alain Juppé — du Centre International de l'Enfance avec l'Institut de l'Enfance et de la Famille. Cet organisme agit à l'échelon national et international en matière d'expertise et de référence sur les questions touchant à l'enfant et à la famille dans leurs dimensions sanitaires et sociales. Il se propose de servir d'interface entre les chercheurs, les décideurs, les professionnels, les associations et les institutions. Ses domaines d'intervention comprennent quatre domaines : la santé de l'enfant et de la famille, la protection des enfants en situations de risque et de vulnérabilité, les droits de l'enfant, enfin la famille et la société. Ses moyens d'action comprennent la réalisation d'études et de publications, l'organisation de formations, de rencontres et de débats, la structuration d'un centre de documentation et la participation à des réseaux documentaires.

DH MARDI 18 MAI 1999

Home honteux à Vilvorde

■ Il s'appelait *Het Gelukkig Kind*. L'*Enfant heureux*. Le parquet y a trouvé des abominations sans nom.

BRUXELLES ▽ La BSR de Vilvorde menait une enquête pénible dans un home, *Het Gelukkig Kind*, l'*Enfant Heureux*. Un dossier dont rien n'avait beaucoup filtré. Mais il touche à présent à sa fin et le parquet de Bruxelles vient de prendre des réquisitions écrites sévères en ce qu'elles réclament le renvoi en correctionnelle des trois responsables de cette institution située Pauwstraat, 22, à Vilvorde. Avant fin juin, Jean-Marie C., Simone S. et Marie-Louise V. devraient comparaître devant la chambre du conseil de Bruxelles.

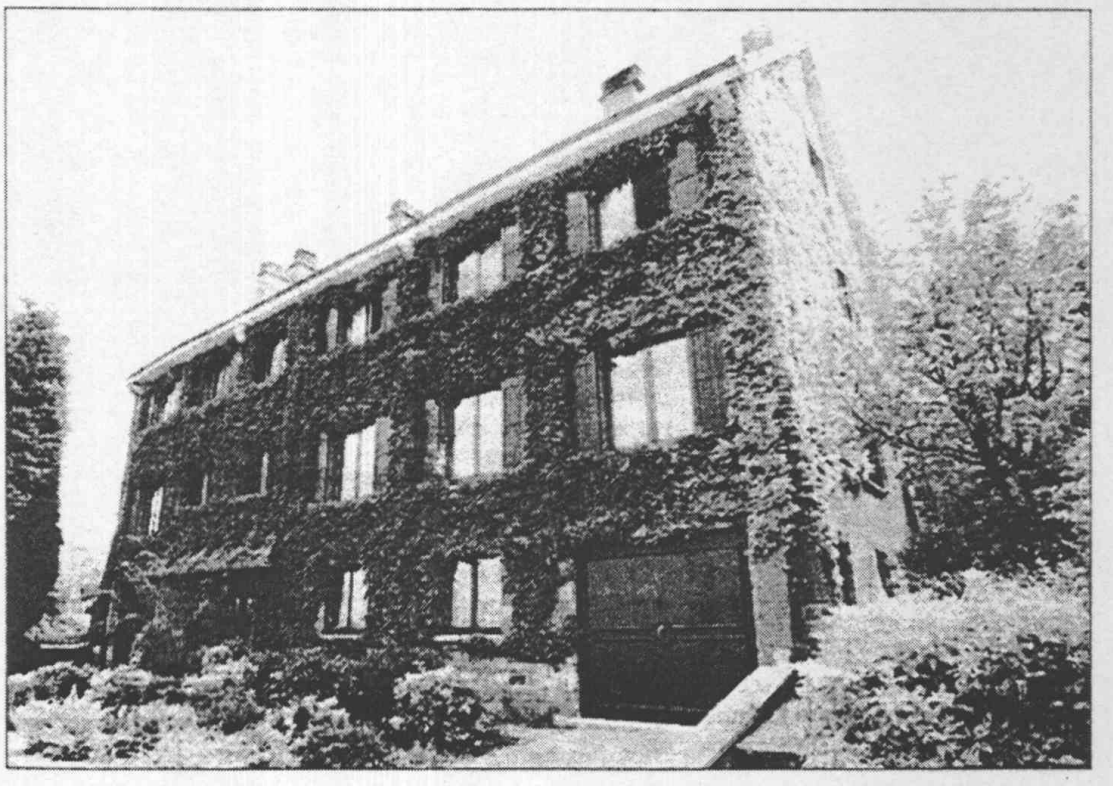
Tous trois ont toujours nié. En prétendant qu'il est dangereux de prendre pour argent comptant des récits d'enfants prêts à dire n'importe quoi pour se rendre intéressants.

Pour répondre à l'argument, les gendarmes ont interrogé des enfants placés ou ayant séjourné à *Het Gelukkig Kind* à des époques différentes. L'enquête a porté sur vingt ans. Les enfants ne se connaissaient pas. Ils font pourtant les mêmes récits.

Ce qui permet au parquet de dresser un bilan corsé : sévices et mauvais traitements sont retenus pour environ vingt-cinq enfants de moins de seize ans, avec la circonstance aggravante que les faits étaient commis par des adultes ayant autorité.

En guise d'humiliation, des gosses ont raconté comment on les avait fait se dévêtir et rester nus en présence d'autres enfants.

Autre punition à la mode : les petits qui urinaient au lit devaient attendre, des heures durant, près de la machine à laver, que les vêtements souillés soient lavés et secs. Des récits parlent d'un supplice évoquant celui de la baignoire (l'enfant récalcitrant était immergé dans de l'eau froide). Egalement, il est question d'enfants punis enfermés dans des appareils frigorifiques...



Le parquet de Bruxelles vient de réclamer par écrit le renvoi en correctionnelle des trois responsables de ce home, situé Pauwstraat, 22, à Vilvorde. (BERNARD DEMOULIN)

Insuffisances d'alimentation voire de soins : une quinzaine de gosses prétendent en avoir souffert et le parquet - devant la masse de témoignages - craint qu'ils ne mentent pas.

Entre-temps, la direction s'en mettait plein les poches. C'est en tout cas ce qui résulte de l'enquête financière : argent de poche destiné aux enfants détourné par la direction ainsi que des subsides versés par la Communauté flamande, des remboursements de mutuelle et des montants recueillis lors de fêtes de bienfaisance; fausses prestations de nuit rémunérées; dizaines de restaurants payés sur les comptes et avec l'argent du home, etc.

Het Gelukkig Kind n'a pas résisté à cette enquête judiciaire : le home a dû fermer ses portes. Trois responsables devraient prochainement recevoir leur invitation à comparaître devant la chambre du conseil, où ils auront tout loisir de se défendre ou de réclamer des devoirs complémentaires qui feront gagner du temps : c'est leur droit et tout porte à croire qu'ils ne s'en priveront pas !

Gilbert Dupont

LW 16.11.99

«La prison n'est pas faite pour les jeunes»

Table ronde à la Kulturfabrik à Esch/Alzette

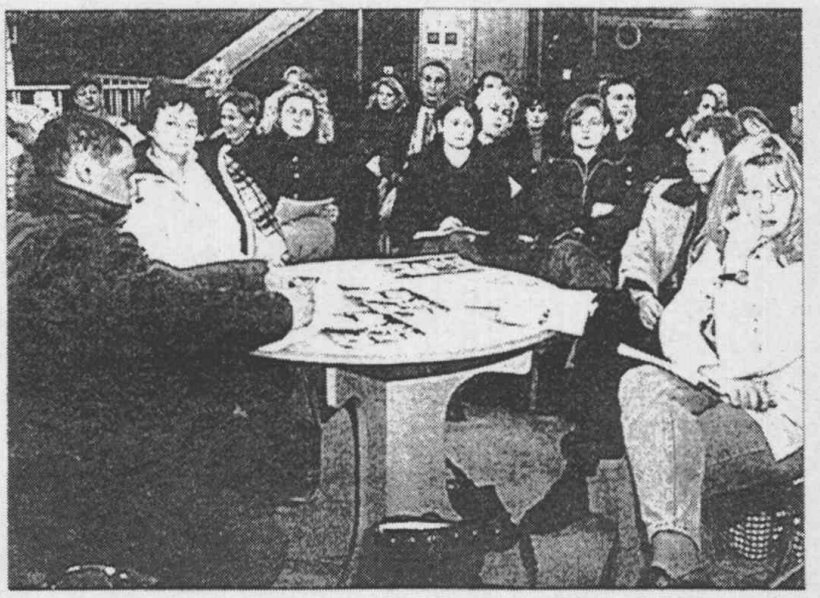
L'association «Jeunes en détresse» avait convié à une table ronde à la Kulturfabrik à Esch/Alzette sur le thème «Les enfants délinquants face à la justice luxembourgeoise». Quelque 50 intéressés, en majeure partie des intervenants professionnels des maisons de placement de Schrassig et de Dreiborn, avaient réservé une suite favorable à l'invitation, boudée cependant par la presque totalité des institutions et associations prévues.

Le ministère de la Famille et de la Jeunesse était représentée par le conseiller de gouvernement Mill Majerus, l'Association nationale des communautés éducatives (ANCE) par son président Robert Soisson, l'ACAT, Action chrétienne pour l'abolition de la torture, par sa secrétaire Elisabeth Engelmann, INFO-Prison par André Thomé, secrétaire, l'OGJ par Jean-Luc Frast, secrétaire responsable pour les affaires de jeunesse, et les maisons de placement de Schrassig et de Dreiborn par le directeur Armand Lemal. Le pédagogue Jean-Marie Wagner modérait les débats auxquels assistait également un père concerné.

Lors du brassage d'idées parfois contradictoires, il fut essentiellement question des droits sociaux des jeunes délinquants, de l'éducation, de la profession de la liberté, de la dignité et de l'assistance en milieu fermé.

La présidente de l'association organisatrice, Beatriz Carrilho, salua l'assistance et renvoya sans ambages aux problèmes inhérents aux placements de jeunes délinquants par l'Etat, cita essentiellement les questions d'éducation, de formation et d'aide sociale et formula le désir de voir augmenter le nombre du personnel qualifié.

André Thomé rappela que le premier enfant mineur du pays a dû être placé en 1957 et cita quelques chiffres alarmants: 22 jeunes étaient placés en 1990, 33 en 1993 et 61 en 1997, dont huit garçons et une fille mineurs. 90 pour-cent sont placés par les instances judiciaires. Il dénonça le milieu peu adéquat – «La prison n'est pas faite pour les jeunes» – et le manque de formation du personnel, dénonça le fait que la section fermée de Dreiborn est une mini-prison et déplora par la suite que le projet de loi au sujet de



Une cinquantaine de personnes assistaient à la table ronde

l'institution d'un ombudsman n'ait pas été ratifié avant les élections législatives de cette année.

«Les prisons sont les écoles du crime»

Robert Soisson plaida pour «l'emprisonnement des enfants en milieu socio-éducatif mi-clos» uniquement pour le cas d'une ultime solution «en dernier ressort» et estima que la politique de placement est abusive, de sorte qu'il invoqua les stipulations de la convention internationale sur les droits de l'enfant. Il faudrait intensifier les efforts au sein des familles à risques, notamment par voie du soi-disant «family support» largement pratiqué dans les pays voisins. Les responsables devraient réfléchir à la question de savoir si le placement est la meilleure solution et investir davantage dans les capacités éducatives des parents. L'article 11 de la loi stipulant que les parents sont déchus de l'autorité parentale devrait être modifiée et la possibilité devrait être donnée aux jeunes de mieux faire valoir leurs droits afin que soit nuancé l'adage selon lequel les prisons sont les écoles du crime.

Elisabeth Engelmann rappela les finalités de son association et mit en garde contre les abus éventuels de mettre l'enfant en péril par le biais de mesures disciplinaires attenant à un traitement inhumain et dégradant. Aussi dénonça-t-elle dans ce contexte comme peine l'isolement jusqu'à 20 jours, mesure à abolir selon elle, et plaida-t-elle pour une responsabilisation accrue des jeunes notamment par voie de droit de recours à une personne neutre externe au procédé juridictionnel.

Mill Majerus souligna que ce n'est pas le ministère, mais bien le juge qui place les jeunes délinquants. Selon lui, le juge se déplace dans les centres et le procureur général d'Etat assume ses responsabilités dans le prononcé des peines, leur exécution et les mesures disciplinaires. Souvent, le placement est opéré sous pression. Il plaida également pour le «family support», nuança les stipulations de l'article 11 quant à la déchéance de l'autorité parentale qui s'impose dans les cas où il y a abus de la part des parents, constata une nette progression du nombre de jeunes délinquants placés parmi les enfants adoptés et réfugiés et énuméra les droits concrets réels des enfants placés.

Armand Lemal expliqua le fonctionnement à l'intérieur des maisons de placement, alors qu'un père concerné plaida avec ferveur pour l'instauration d'une psychiatrie juvénile faisant cruellement défaut au Luxembourg.

Pour Jean-Luc Frast, tout le système d'éducation n'est pas adapté, car trop restrictif. Il reconnut comme l'une des raisons majeures du placement le manque de communication entre les jeunes et leurs parents.

La table ronde se poursuivit en soirée par un concert reggae donné par Omega Radics. z.r.